



GEGENWORTE

HEFTE FÜR DEN
DISPUT ÜBER WISSEN

AKADEMIE TRADITION MIT ZUKUNFT?

22. Heft | Herbst 2009

Günter Stock widmet sich dem Umbruch in der deutschen Akademienlandschaft, und zur aktuellen Rolle der Akademie im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext schreiben Reinhard F. Hüttl, Martina Röbbecke, Conrad Wiedemann sowie Ferdinand, Carsten und Tim Hucho. Volker Gerhardt zieht Konsequenzen aus der Einheit des Wissens. Christoph Marksches betrachtet Universität und Akademie in ihrem Zusammenspiel. Wilhelm Voßkamp erläutert das Ideal der Akademie, Peter Weingart zweifelt an deren Wiederbelebung. Jürgen Mittelstraß fragt nach dem Verhältnis von Akademie und Bildung. Die virtuelle Akademie entwirft Christian Strob, und Markus Schnöpf erinnert an das Gedächtnis der Akademie. Theresa Wobbe und Petra Hoffmann suchen nach Frauen in den Wissenschaftsinstitutionen. Den Blick zurück werfen Wolfgang Neugebauer (auf Spezialforschung und Weltgeschichte) und Eckhard Keßler (auf die Platonische Akademie und deren Renaissance). Hans-Martin Gauger interessiert der Bedeutungswandel des Begriffs ›Akademiker‹. Kurzporträts zeichnen Hartmut Hecht (Maupertuis), Ute Tintemann (Wilhelm von Humboldt), Ingo Schwarz und Ulrich Päßler (Alexander von Humboldt) sowie Anneliese Klingenberg (Karl Philipp Moritz). Der Blick nach draußen geht gen Frankreich (Joseph Hanimann) und in die USA (Robert E. Norton und Lars Trägårdh). Mit Einführung und Dokumentation sowie Bildern von Tyne Claudia Pollmann.



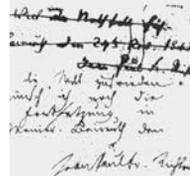
Inhalt

Dokumentation	3	Akademie – Tradition mit Zukunft? Einführung und Dokumentation
Dossier	9	Günter Stock Die deutsche Akademienlandschaft im Umbruch
	12	Volker Gerhardt Im Zentrum der Akademie steht die Klasse. Eine Konsequenz aus der Einheit des Wissens
	16	Carsten, Ferdinand und Tim Hucho Von der Biodiversität der Forschung
Blick zurück	21	Eckhard Keßler Von der Akademie zu den Akademien. Die Platonische Akademie und ihre Renaissancen
	26	Markus Schnöpf Das Gedächtnis der Akademie
	28	Wolfgang Neugebauer Spezialforschung und Weltgeschichte. Berliner Akademiehistoriker im 19. und 20. Jahrhundert
Zwischenrufe	33	Peter Weingart Die unwahrscheinliche Wiederbelebung der Akademien
	36	Theresa Wobbe und Petra Hoffmann Ein Blick zurück nach vorn: Die Fernwirkungen der modernen Geschlechterdifferenzierung
	39	Conrad Wiedemann »tolle, von Geschichte imprägnierte Fassaden«
	42	Hans-Martin Gauger Akademiker
Blick nach draußen	47	Joseph Hanimann Giftgrün erstarbt: Die fünf Pariser Akademien und ihr Geheimpakt mit der Avantgarde
	49	Robert E. Norton University, Inc. – Leitbild USA?
	52	Lars Trägårdh Zwischen Staat und Zivilgesellschaft: Akademien in den USA und Europa

Kurzporträts	57	Hartmut Hecht Ein Malouin als Präsident
	59	Ute Tintemann »Die Akademie aber hat es rein nur mit der Wissenschaft an sich zu thun«. Wilhelm von Humboldt und die Akademie der Wissenschaften
	62	Ulrich Päßler und Ingo Schwarz Alexander von Humboldt und die Berliner Akademie der Wissenschaften
	65	Anneliese Klingenberg Karl Philipp Moritz als Mitglied beider Berliner Akademien
	69	Wilhelm Voßkamp Die wissenschaftliche Einheit des Ganzen: Schleiermachers ideale Akademie
Ausblicke	71	Christoph Marksches Akademie und Universität oder: Von der wechselseitigen Verwiesenheit zweier ungleicher Geschwister
	74	Christian Strob Die virtuelle Akademie
	76	Reinhard F. Hüttl und Martina Röbbcke acatech – ein neues Forum der Technikwissenschaften
	80	Jürgen Mittelstraß Die gebildete Akademie?

*»Es ist das Gegenwort, es ist das Wort,
das den ›Drabt‹ zerreißt, das Wort,
das sich nicht mehr vor den ›Eckstebem
und Paradegäulen der Geschichte‹ bückt,
es ist ein Akt der Freiheit. Es ist ein Schritt.«*

Paul Celan



Akademie – Tradition mit Zukunft?

Einführung und Dokumentation*

»Die Ordnung der menschlichen Dinge schritt so vorwärts: zunächst gab es die Wälder, dann die Hütten, darauf die Dörfer, später die Städte und schließlich die Akademien.«

Giambattista Vico

Die Akademie als Ort und als Hort des Wissens kann auf eine beeindruckend alte Tradition verweisen: Betrachten wir die *lange* Geschichte, so begann sie vor etwa 2400 Jahren mit Platon, betrachten wir die *längere* Geschichte (die bekanntlich kürzer ist als die lange), so begann sie vor 300 Jahren mit Leibniz. Diese eine von den vielen längeren Geschichten, die man von einer die Zeiten überdauernden Wissenschaftseinrichtung erzählen könnte, wird im vorliegenden Heft näher in den Blick genommen. Wie bereits der Gründungsakt der Brandenburgischen Societät der Wissenschaften von einem Universalgelehrten eingeleitet wurde, war auch der weitere Weg dieser Akademie durch herausragende Wissenschaftler geprägt, wie etwa durch Maupertuis und Schleiermacher, vor allem aber durch die Humboldt-Brüder. Doch bereits Janus, jene alte italische Türschwellen-Gottheit des Eingangs und des Übergangs, des Anfangs und des Endes, der wir die Namensgebung des Januars etymologisch verdanken, sah nicht nur nach rückwärts und in die Vergangenheit, sondern auch nach vorn und in die Zukunft. Und wenn wir (zugestanden etwas offensiv verallgemeinernd) die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften als repräsentativ nehmen für all die Wissenschaftsakademien, die auch Arbeitsakademien sind, also selbst Forschung betreiben, stellt sich natürlich die Frage nach der aktuellen Rolle einer Wissenschaftsakademie im gesellschaftlichen Kontext, in Konkurrenz oder in Allianz mit anderen öffentlichen und privaten Wissenschaftsinstitutionen – von der Universität bis zu den Think Tanks. Oder anders gefragt: Sind Akademien ein Auslaufmodell oder ein Projekt für die Zukunft? »Man klagt über wissenschaftliche Akademien, daß sie nicht frisch genug ins Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art, die Wissenschaften zu behandeln, über-

haupt.« Diese Äußerung Goethes bringt den alten Vorwurf auf den prägnanten Begriff (oder vielmehr: setzt ihn ins anschauliche Bild), wie er gegenüber der Wissenschaft im Allgemeinen und den Akademien im Besonderen immer wieder erhoben wurde, dass sie sich zu sehr vom »Leben«, also der gesellschaftlichen Wirklichkeit entfernt hätten. Nun hat sich gerade, was die Vermittlung und Öffentlichkeit von Wissenschaften und deren Ergebnissen angeht, seit Goethe sehr viel getan – und nicht nur in den Akademien (vgl. GEGENWORTE, Heft 19: *Wissenschaft schafft Publikum*). Vor allem neue Techniken und Medien bieten Möglichkeiten der Bildung und Vermittlung von Wissen, die auch den Entwurf einer »virtuellen Akademie« einschließen. Ebenso sind Politikberatung und Gesellschaftsberatung, die ins »Leben eingreifen«, nicht erst seit Gründung der Nationalen Akademie der Wissenschaften und der Gründung der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften (beide im Jahre 2008) als eine Kernaufgabe angenommen worden (vgl. GEGENWORTE, Heft 18: *Rat und Tat*). Heute schmücken sich zunehmend absonderliche Einrichtungen mit dem Prädikat »Akademie« – man kann es niemandem verwehren, etwa eine »Akademie für artgerechte Kleintierernährung« zu gründen –, und eine Vielzahl von privaten Firmen bieten ihre angeblich wissenschaftlich fundierten praktischen Dienste der Politik und uns allen an. In dieser Lage gewinnen erprobte Standards und Qualität von Wissenschaft zunehmend an Bedeutung, und es gilt zu wissen, wer wissenschaftlich kompetenten Rat erteilen kann. Eben hier liegen die Fähigkeiten der Akademien (freilich neben anderen Wissenschaftsinstitutionen), denn sie können sich dabei auf ihre Wissenschaftstradition stützen, der sie ja schließlich nicht zuletzt ihre Reputation verdanken. Eine richtig verstandene Tradition verharrt eben nicht in der Vergangenheit, sondern bildet ein Fundament für die Zukunft. Und diese hat es verdient, mithilfe einer Wissenschaft gestaltet zu werden, die sich jenseits aller Mode-

* Einführung von Wolfert von Rahden, Dokumentation von Christoph Kehl



strömungen bewährt. Heutzutage sind wissenschaftlich-technische Eingriffe »ins Leben« fast schon alltäglich – mit einer Tragweite, die sich Goethe nicht hätte träumen lassen. Deshalb sollte, wer ins Leben eingreift, ernsthaft versuchen zu *wissen*, was er tut.

Historia magistra vitae est
Cicero, *De Oratore* II.9

Kuriositäten*

»Nachdem Churfürstl. Durchl. dero hohen Neigung nach sich erklärt, eine Societät zu Aufnahme realer Wissenschaften zu fundiren, so wäre auf solche Anstalt zu gedencken, dadurch etwas, so dem Großmächtigsten Fundatori recht glorios seyn möge, auszurichten, und doch dero Cammer- und anderen Intraden keine Beschwerde aufzubürden. [...]

Man hat zwar zum Beyspiel vor sich die beyden Königlichen Societäten, von denen mir zimliche Kundschafft beywohnet, weil ich die Ehre habe ein Glied von beyden, und zwar von der Englischen etliche zwanzig Jahr über zu seyn. Und ist die Historie von beyden im Druck, das letzte Reglement auch von der Frantzösischen vorhanden. Es wäre aber das Beste daraus zu nehmen, und sonderlich gewisse defectus zu verbessern, welche bisher verursacht, daß obschon beyde aus vortrefflichen Leuten bestanden, und die Frantzösische dem König ein grosses gekostet, dennoch dasjenige, so von realen Scientzen zu gemeinem Nutz zu erwarten, nicht erreicht worden, sondern alles mehr in curiosis bestehen blieben.

Dero wegen wäre anjetzo dahin zu sehen, wie nicht nur curiosa, sondern auch utilia zu Werck zu richten. Denn reale Ministri werden unnützer Curiositäten bald überdrüssig, und rathen keinem großen Fürsten viel Staat davon zu machen.

Nutzen und Anwendung

Hingegen wann Dinge zu erhalten, dadurch die Bequemlichkeit des menschlichen Lebens und die Nahrung der Unterthanen zu vermehren, kan die Approbation, und auch der fundus nicht fehlen, als welcher von dem neuen daraus entspringenden Nutzen selbst herzunehmen, und sonst reichlich durch selbigen zu ersetzen. Also daß es

nur auf den guten Anfang ankommt, welcher mittelmässig, und doch also gefasset seyn muß, daß das Werck mit dem sich ereignenden Nutzen wachsen könne.

Reale Wissenschaften sind Mathesis und Physica: bey beyden sind vier Hauptstücke. Bei Mathesi diese: Geometria, darunter man Mathesin generalem oder Analysisin begreiffet, so den andern allen das licht anzündet, Astronomia, worunter auch in der That Geographia und Chronologia, so wohl als Optica, auf gewisse Masse beschlosssen, dazu ein Observatorium mit Instrumenten gehöret, ferner Architectonica [...] und sonderlich Mechanica, davon die Mühl- auch Kunst- und Handwercke, so Bewegung erfordern, samt den Manufacturen regiret werden: und sind zu der Architectonica so wohl als Mechanica, Risse, Modellen und Werkzeuge nöthig.

Physica bestehet auch aus 4 Theilen, nämlich Chymia, und den 3 Reichen. Chymia ist die rechte Physica generalis practica, so allen 3 Reichen gemein, dadurch das innerste der Körper zu erforschen, und wird ein Laboratorium dazu erfordert. Das Regnum minerale hat zwar hauptsächlich in sich die Berg- und Hütten-Wercke auch Metallen, doch sind auch Saltz- und Salpeter- und andere Siedereyen, Stein- und Kohlen-Brüche, Glas-Arbeiten aller Art, [...] dahin zu rechnen. Bei dem Regno Vegetabili ist die Botanica, daraus die Agricultura neben der Gärtnerey und dem Forst-Wesen fließet. Und das Regnum Animale, dessen rechte Erkenntniß von der Anatomia dargegeben wird, hat Thier-Zucht[,] Weyd-Werck und viel andere (der hohen Sciencz der Medicin zu geschweigen) in sich.

Ausstattung

Zu allen diesen Wissenschaften dienen Bibliotheken, Iconothecae (oder Collectanea von Kupferstücken, Rissen, Bildungen, und Gemälden), Kunst- und Raritäten-Kammern, Zeug- und Rüst-Häuser, Gärten vieler Art, auch Thier-Behältnisse, und die grossen Wercke der Natur und Kunst selbst, von welchen allen, zum Theatro Naturae et Artis, bey Churfürstl. Durchlaucht kein Mangel. [...]

Akademienmitglieder

Könnte demnach die Societät bestehen aus innern Membris, und aus Associatis. Die innern Membra formirten eigentlich das Collegium der Societät, die Associati wären theils münd- und thätlich, theils wenn sie abwesend, mit Correspondentz behülflich. Und weilten Churfürstl.



Durchl. nicht nur an dero Hof, sondern auch in dero grossen Landen so viel berühmte, und sonst in allerhand Wissenschaftten, Künsten und Wercken hochgeschätzte Leute haben, auch theils besolden: So ist kein Zweiffel, daß wenn hochgedachte Churfürstl. Durchl. eine gnädigste Neigung hierzu spühren lassen, jedermann das Seinige um die Wette beytragen, und sichs vor eine Ehre schätzen werde, etwas zu dieses großen Potentaten Vergnügung zu thun. Der fremden zu geschweigen.«
(Leibniz, *Denkschrift II*, S. 75–77)

Nationalität und Internationalität

»Wir wollen auch und verlangen gnädigst, daß außer dem Consilio Societatis, worein voritzo zumahlen diejenige zu nehmen, welche mit deren fundation bemühet gewesen, und die sich das Werck beständig annehmen, mit der zeit auch einige StandesPersohnen und sonst unter denen Praelaten und Theologis, Rächten und Jure Consultis, Leib-[.] Hoff- und andern Medicis, Historicis, Philosophis et Literatis, auch außer dieser Sphaera bey der Ritterschaft, Hoff, Militz und Artillerie, und unter denen Ingenieuren, Baumeistern, und andern Landes-Policey- und Krieges-Bedienten, auch außer diesen stehenden Adelichen und andern erfahren, Nachdenckenden und Wißensbegierigen Persohnen, theils und zwar die fürnehmsten als honorarii, theils als mitarbeitende und correspondenten, oder auf andere weise, wie es aufs füglichsste geschehen kan, oder eines jeden bequelmlichkeit leidet, zu der Societät gezogen werden mögen, worüber Wir Unser gnädigstes gefallen nach eines jeden bezeigen bey gelegenheit verspüren laßen werden. Es soll auch der Societät unbenommen seyn, Ausländer, auch Persohnen von anderer Religion nach befinden der anständigen beschaffenheiten und ümbstände herbey zuziehen und zu Mitgliedern aufzunehmen.«
(Leibniz, *General-Instruction*, S. 98–99)

Nachhaltigkeit und Interdisziplinarität

»Nichts ist demüthigender für den Geist des Menschen, als die erstaunliche Disharmonie zwischen dem Umfange der Kenntnisse, die in seinem Gesichtskreise liegen, und zwischen der kurzen Dauer des Individuums, in welchem diese Kenntnisse zum Anschauen kommen sollen.
Nichts ist aber auch erhebender, als der Gedanke, daß der Geist des Menschen, über seine eigne Individualität emporragend, mit der Vorwelt und der Nachwelt in harmonischer Eintracht durch ein geheimes Band verknüpft,

durch diese kurze Spanne des Lebens nicht beschränkt wird. Denn was wäre sonst der Grund, daß seinen Betrachtungen die graue Vorzeit eben so wichtig, und oft noch wichtiger, als der wirkliche Moment seines Daseyns ist; und daß er den Saamen so freygebig austreuet, wovon er oft im voraus weiß, daß ihn die späte Folgezeit erst zur Reife bringt.

Je mehr nun aber die menschlichen Kenntnisse sich vervielfältigen, je unübersehbarer ihr Umfang, und je reicher von der Aussaat verfloßener Jahrhunderte von Zeit zu Zeit die Erndte wird, um desto nöthiger scheint es zu seyn, daß die Kräfte des menschlichen Geistes, auf die edelste Benutzung dieses Reichthums, auf Organisation des Stoffs, und auf Vereinfachung des Vielfachen hinarbeiten. [...]

Wo aber könnte wohl eher eine zweckmäßige und wohlthätige Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse Statt finden, als in einem Zirkel, wo dem oberflächigen Vielwissen durch Gründlichkeit, und der einseitigen Beschränkung auf ein einziges Fach, durch wechselseitige Mittheilung der Ideen beständig entgegen gearbeitet wird; wo die entferntesten, sich ganz fremd scheinenden Gegenstände in dem Gebiete der Geisterwelt sich zusammenfinden, und das Allerverschiedenste dennoch in einem Berührungspunkte des gemeinschaftlichen Denkens zusammentrifft, wo seine ursprüngliche Verwandtschaft wieder anerkannt wird.« (Moritz, *Ueber die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse*, S. 269–271)

Wissenschaftssprache

»Der patriotische Eifer, womit Euer Hochgräfliche Exzellenz von jeher die deutsche Litteratur und Sprache in Schutz genommen, und nun – an der Spitze der Akademie der Wissenschaften ihre Fortschritte thätig zu befördern suchen, berechtigt zu der aufmunternden Hofnung, daß unter Euer Hochgräflichen Exzellenz belebenden Einfluß, die schöne Weissagung des verewigten Monarchen in Erfüllung gehe, und die goldenen Tage unserer Litteratur erscheinen werden; wo der eigentliche Werth unserer Sprache, und alle das Schätzbare was wir schon in ihr besitzen, allgemeiner und entscheidender anerkannt und zugleich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als bisher auf diesen Gegenstand gerichtet wird. [...]

Eine öffentliche Anregung der Aufmerksamkeit auf unsere Sprache aber wäre nun desto Wünschenswerther, da der Eifer zu der Bearbeitung derselben in unsern Tagen wieder zu erkalten scheint; und man schon immer



mehr anfängt, über der großen Anzahl neuerer Schriften, welche erscheinen, die Schreibart, als etwas Untergeordnetes zu betrachten, dessen selten einmal Erwähnung geschieht. – Sobald aber auf die Schreibart keine vorzügliche Aufmerksamkeit mehr gerichtet wird, ist man nur zu geneigt, sich wenig mehr darum zu bekümmern, wie etwas gesagt sey, wenn es nur gesagt ist.

Eine feste und edle Schreibart, und ein reiner und richtiger Ausdruck, in der Muttersprache sind doch gleichsam das ächte Gepräge einer gebildeten Nation, wodurch der Vorzug der Sprache, welchen die Menschheit besitzt, in seiner ganzen Würde anerkannt, und es deswegen wohl der Mühe werth achtet, das Wort wodurch der Gedanke bezeichnet und mitgetheilt wird, zu wählen und zu wägen.

Das Schwankende, Ungewisse, und Fehlende in der Muttersprache bezeichnet eben, daß eine Nation ihre Aufmerksamkeit noch nicht hinlänglich auf sich selbst und ihre eigene Bildung gerichtet hat. – Denn das Wort ist doch gerade dasjenige, was am häufigsten im Leben vorkommt, und um welches sich das ganze geschäftige und gesellige Leben drehet, welches also nicht bloß als Werkzeug, sondern auch um sein selbst willen Aufmerksamkeit verdient.«

(Moritz, *Ueber die Kultur der Deutschen Sprache*)

Grundlagenforschung

»Abschnitt I. Zweck der Akademie.

1. Der vornehmste Zweck der Akademie soll auf die Erweiterung der Wissenschaften gerichtet seyn. Wie schon überhaupt hierzu die Verbindung der Mitglieder beiträgt, so sollen sie auch noch in solchen Untersuchungen und Arbeiten sich unterstützen, welche dieß besonders erfordern.
2. Die Akademie beschränkt ihre Forschungen hauptsächlich auf das eigentlich Wissenschaftliche jedes Zweiges der Kenntnisse: auf die Fächer der Gelehrsamkeit also, welche weitere Entwicklung und Anwendung anerkannter Prinzipien gestatten, höherer umfassenderer Ansichten fähig sind, oder durch Versuche, Erfahrung und genaue Beobachtungen sich erweitern lassen, imgleichen auf diejenigen, welche durch Hülfe der Kritik, der Sprach- und Geschichtkunde fortschreiten.
3. Die eigentliche Fortpflanzung der Wissenschaften durch Unterricht ist nicht die Sache der Akademie, sondern gehört für die Universitäten und andere theils höhere, theils niedrige Lehr-Anstalten.

4. Auch mit der unmittelbaren Anwendung der Wissenschaften auf irgend ein bürgerliches Geschäft und auf eine bestimmte Nützlichkeit befassen sich die Akademiker, als solche, nicht.

Politikberatung

Doch wollen Wir Uns vorbehalten, in den besondern Fällen und Fächern, wozu wir die Akademie vorzüglich fähig erachten, Uns ihres Rathes und Gutachtens zu bedienen. Zugleich machen Wir es derselben zur Pflicht, von jeder wichtigeren, dem Staate nützlichen Entdeckung oder Erfindung, welche sie entweder selbst gemacht hat, oder früher als sonst eine Staats-Behörde erfahren hat, Uns Anzeige zu thun.« (Alexander von Humboldt, S. 254)

Bildung

»Der Begriff der höheren wissenschaftlichen Anstalten, als des Gipfels, in dem alles, was unmittelbar für die moralische Cultur der Nation geschieht, zusammenkommt, beruht darauf, daß dieselben bestimmt sind, die Wissenschaft im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes zu bearbeiten, und als einen nicht absichtlich, aber von selbst zweckmäßig vorbereiteten Stoff der geistigen und sittlichen Bildung zu seiner Benutzung hinzugeben. [...]

Da diese Anstalten ihren Zweck indeß nur erreichen können, wenn jede, soviel als immer möglich, der reinen Idee der Wissenschaft gegenübersteht, so sind Einsamkeit und Freiheit die in ihrem Kreise vorwaltenden Principien. Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloß, damit Einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Thätigkeit des Einen den Anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche, in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muß die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten. [...]

Wissenschaft als Prozess

Dies vorausgeschickt, sieht man leicht, daß bei der inneren Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten Alles darauf beruht, das Princip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten, und unablässig sie als solche zu suchen. Sobald man aufhört, eigentlich Wis-

senschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist Alles unwiederbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat. Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und in's Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebenso wenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu thun. [...]

Der Staat muß seine Universitäten weder als Gymnasium noch als Specialschulen behandeln, und sich seiner Akademie nicht als einer technischen oder wissenschaftlichen Deputation bedienen. Er muß im Ganzen [...] von ihnen nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Überzeugung hegen, daß, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen, von einem, von dem sich viel mehr zusammenfassen läßt und ganz andere Kräfte und Hebel angebracht werden können, als er in Bewegung zu setzen vermag. [...]

Wissenschaftskooperation

Sehr wichtig dagegen ist die Frage: ob es wirklich noch der Mühe werth ist, neben einer Universität eine Akademie zu errichten oder zu erhalten? und welchen Wirkungskreis man jeder abgesondert und beiden gemeinschaftlich anweisen muß, um jede auf eine, nur ihr mögliche Art in Thätigkeit zu setzen? [...] Um daher beide Institute in lebendiger Thätigkeit zu erhalten, ist es nothwendig, sie dergestalt mit einander zu verbinden, daß, obgleich ihre Thätigkeit abgesondert bleibt, doch die einzelnen Mitglieder nicht immer bloß ausschließend der einen oder andern gehören. In dieser Verbindung läßt sich nun das abgesonderte Bestehen beider auf eine neue und treffliche Art benutzen. Dieser Nutzen beruht aber alsdann viel weniger auf der Eigenthümlichkeit der Thätigkeit beider Institute [...], sondern auf der Eigenthümlichkeit ihrer Form und ihrem Verhältniß zum Staate.

Die Universität nemlich steht immer in engerer Beziehung auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staates, da sie sich immer praktischen Geschäften für ihn, der Leitung der Jugend, unterzieht; die Akademie aber hat es rein nur mit der Wissenschaft an sich zu thun.

Die Lehrer der Universität stehen unter einander in bloß allgemeiner Verbindung über Punkte der äußeren und inneren Ordnung der Disziplin; allein über ihr eigentliches Geschäft theilen sie sich gegenseitig nur insofern sie eigene Neigung dazu führet, mit; indem sonst jeder seinen eigenen Weg geht. Die Akademie dagegen ist eine Gesellschaft, wahrhaft dazu bestimmt, die Arbeit eines Jeden der Beurtheilung Aller zu unterwerfen.

Freiheit der Wissenschaft

Auf diese Weise muß die Idee einer Akademie als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staate am meisten unabhängige Corporation festgehalten werden, und man muß es einmal auf die Gefahr ankommen lassen, ob eine solche Corporation durch zu geringe oder einseitige Thätigkeit bewiesen wird, daß das Rechte nicht immer am leichtesten unter den günstigsten äußeren Bedingungen zu Stande kommt oder nicht. Ich sage, man muß es darauf ankommen lassen, weil die Idee in sich schön und wohlthätig ist, und immer ein Augenblick eintreten kann, wo sie auch auf eine würdige Weise ausgefüllt wird.« (Wilhelm von Humboldt, S. 248–252)

Literatur

- [Alexander von Humboldt] Die nicht bestätigten Statuten der Akademie, ausgearbeitet 1807/09 von ihrer Commission auf der Grundlage eines Entwurfs Alexander von Humboldt's, angenommen vom Plenum im Juli 1809, in: W. Hartknopf und G. Wangemann (Hg.): *Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990*. Heidelberg/Berlin/New York 1991, S. 253–266
- Wilhelm von Humboldt's unvollendete Denkschrift »Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin« (September 1809–1810), in: W. Hartknopf und G. Wangemann (Hg.): *Dokumente*, a.a.O., S. 248–253
- [Gottfried Wilhelm Leibniz] Leibniz' Denkschrift II (1700), in: *Leibniz und seine Akademie. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften 1697–1716*, hg. v. H.-St. Brather. Berlin 1993, S. 75–80
- [Gottfried Wilhelm Leibniz] Leibniz' Entwurf der »General-Instruction« für den Kurfürsten, 11. Juli 1700, in: *Leibniz und seine Akademie*, a.a.O., S. 94–105
- Karl Philipp Moritz: Ueber die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse. Eine Rede bey der Aufnahme in die königliche Akademie der Wissenschaften den 13. Oktober 1791, in: *Deutsche Monatschrift*, Band 3, 1791, S. 269–272
- Karl Philipp Moritz: Ueber die Kultur der Deutschen Sprache (1791), in: *Acta betreffend die Arbeiten der Deputation Deutscher Mitglieder der Akademie zur Vervollkommnung u. Ausbildung der Deutschen Sprache*. [...] 1786–1794. Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Sig. Hist. Abt. I-V-13a

* Die Zwischentitel stammen von der Redaktion.





Günter Stock

Die deutsche Akademienlandschaft im Umbruch

Als Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) im Jahre 1700 endlich seine Idee zur Gründung einer Akademie umsetzen konnte, wollte er sich nicht dem Modell der bereits einige Jahrzehnte zuvor in London und Paris gegründeten Akademien anschließen, die eine Trennung von Geistes- und Naturwissenschaften ebenso wie die 1652 gegründete Leopoldina vorsahen, die diese Trennung bereits in der Bezeichnung als ›Academia Naturae Curiosorum‹ deutlich machte.

Es war nicht nur Leibnizens Anspruch, die Theorie mit der Praxis gemäß seinem Leitmotto *Theoria cum praxi* zu verbinden, sondern gleichzeitig möglichst alle Wissenschaften zu vereinen, denn Leibniz ging in einer sehr modernen Weise und auch zu Recht davon aus, dass die wichtigen Probleme einer Zeit nur in der Zusammenführung der verschiedenen Disziplinen zu lösen sind. Darüber hinaus war es ihm wichtig, der Wissenschaft einen neuen Ort, eine institutionelle Heimat zu geben, denn die Universitäten waren seinerzeit – wir erinnern uns – primär Lehranstalten.

Für Leibniz gab es auch keinen Gegensatz zwischen den von manchen immer noch so genannten ›Zwei Kulturen‹, nämlich den Geisteswissenschaften auf der einen und den Naturwissenschaften auf der anderen Seite. Und heute, nach über 300 Jahren, stellen wir fest, dass das Konzept der Interdisziplinarität das wahrscheinlich einzig taugliche zur Gestaltung unserer Zukunft ist. Dabei haben wir dieses Wissen jedoch noch nicht so weit implementiert, dass nicht noch immer untaugliche Versuche unternommen würden, zunächst einmal technische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse umzusetzen, um erst danach in einem zweiten Schritt auf sozial- und geisteswissenschaftlicher Ebene über deren Folgen zu diskutieren – ein grundsätzliches Missverständnis, wie ich finde, denn Lösungen sollten vielmehr in zunehmendem Maße nicht sequenziell, sondern in einem parallel verlaufenden, gemeinsamen Prozess entwickelt und formuliert werden.



In der Vergangenheit haben sich in Deutschland eine Reihe von Länderakademien gebildet, von denen heute acht in der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften zusammengeschlossen sind, nämlich die Akademien in Berlin, Düsseldorf, Göttingen, Hamburg, Heidelberg, Leipzig, Mainz und München. Daneben gibt es noch eine Reihe reiner Gelehrtenvereinigungen, die zwar nicht den Status wissenschaftlicher Akademien haben, denen aber allen gemeinsam ist, dass sie sich ebenfalls der Bewahrung und Pflege unseres kulturellen Erbes verpflichtet fühlen.

Akademien sind in vielen Fällen zu Bewahrerinnen jener akademischen und universitären Disziplinen geworden, die in den letzten Jahren – verstärkt durch Profilierungs- und Fokussierungsnotwendigkeiten und gepaart mit akutem Geldmangel – an den Fakultäten nicht mehr angeboten werden können. Daher leisten Akademien der Wissenschaften nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht einen entscheidenden Beitrag sowohl in der geisteswissenschaftlichen Forschung als auch in der akademischen Ausbildung und curricularen Lehre.

Bis vor Kurzem erschien die deutsche Akademienlandschaft mehr oder weniger festgefügt. Die Tatsache, dass Deutschland über keine nationale Akademie der Wissenschaften wie andere Staaten verfügte, die das Land in den wichtigen internationalen Institutionen der Forschungsförderung und Wissenschaftspolitik hätte vertreten können, wurde zwar im Ausland und in den europäischen und internationalen Gremien immer wieder mit Verwunderung zur Kenntnis genommen, aber in Deutschland über eine lange Zeit ganz offensichtlich – zumindest seitens der Wissenschaft – nicht als Desiderat anerkannt.

Diese Situation änderte sich, als der Wissenschaftsrat im Jahre 2004 die Einrichtung einer Nationalen Akademie der Wissenschaften in Deutschland empfahl und in seiner entsprechenden Empfehlung (»Empfehlungen zur Errichtung einer Nationalen Akademie in Deutschland«) Wert darauf legte, eine Neugründung vorzusehen und nicht – aufgrund der unterschiedlich ausgeprägten, individuellen Schwächen in den einzelnen Organisationen – eine der bereits vorhandenen Institutionen zur nationalen Akademie zu erheben.

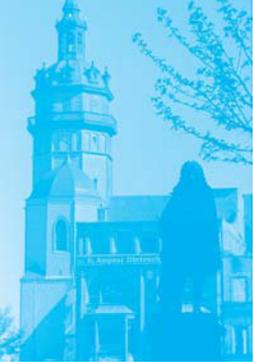
Bereits zuvor hatte sich jedoch gezeigt, dass die deutsche Akademienlandschaft doch nicht ganz so festgefügt und monolithisch war, wie es bis dato schien, denn im Jahre 2000 erfolgte durch die gemeinsame Initiative der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina die Gründung der Jungen Akademie zur Förderung des hochqualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchses. Und dem aufmerksamen Beobachter konnte es zudem auch nicht entgangen sein, dass mit der 1992/93 nach der Wiedervereinigung Deutschlands in der Tradition der Preußischen Akademie der Wissenschaften erfolgten Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ein ganz anderer Akademytypus entstanden war: eine wirkliche *Arbeitsakademie*, die sich an die Arbeitsmethoden der kurz zuvor aufgelösten Westberliner Akademie der Wissenschaften anlehnte.

Mit der Gründung des sogenannten Konvents der Technikwissenschaften, die maßgeblich auf eine Initiative der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste zurückging, konnte sich dann im Jahre 1997 bereits ein neuartiges Sprachrohr und Forum für die Belange der Technikwissenschaften und wichtiger Industrievertreter bilden. Dies führte 2008 schließlich zur Gründung einer ersten *nationalen Akademie* in der Bundesrepublik, nämlich der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften – eine Gründung, die sicherlich den Prozess der Reflexion über die Notwendigkeit zur Schaffung einer alle Wissenschaften umfassenden nationalen Akademie befördert hat, sieht man einmal ab von der bereits erwähnten Jungen Akademie als nationaler Institution auf der Ebene des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Nach einem mehrmonatigen, schwierigen und zum Teil kontrovers verlaufenen Selbstfindungsprozess innerhalb der Wissenschaft wurde Anfang 2008 schließlich die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina von der Politik zur Nationalen Akademie der Wissenschaften erhoben, die seitdem ihre Aufgaben in Kooperation mit acatech, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und den anderen in der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften zusammengeschlossenen Akademien wahrnehmen soll. Damit verfügte Deutschland mit einem Schlag nicht nur – wie viele andere Staaten – über eine Nationale Akademie für die Technikwissenschaften, sondern auch über eine alle Disziplinen einschließende Nationalakademie.

Zu den genuinen Aufgaben der Nationalen Akademie gehört die Vertretung der deutschen Wissenschaft und ihrer Interessen in internationalen Akademiegrößen, vor



allem aber, wie es auch eine bedeutende Funktion anderer nationaler Akademien der Wissenschaften ist, die Politikberatung – vielleicht besser: Gesellschaftsberatung – in wichtigen Fragen, bei denen Wissenschaft involviert ist. Somit ist es möglich geworden, in relativ kurzer Zeit einen großen repräsentativen und mit hoher fachlicher Autorität ausgestatteten Kreis von Expertinnen und Experten für eine wissenschaftliche Politikberatung zu formieren und der Politik wissenschaftsbasierten Rat zu geben. In mindestens gleicher Dringlichkeit muss es aber darum gehen, den Entscheidungsträgern in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, aber auch den mündigen Bürgern Verständnis und Entscheidungshilfen zu geben, um sie politik-, urteils- und handlungsfähig zu machen.

Wenn es richtig ist, dass Wissenschaft gesellschaftliche Entwicklungen vorbereitet und diese frühzeitig erkennt, dann ist es auch richtig zu erwarten, dass sich die Nationale Akademie der Wissenschaften zum Zweck der Gesellschafts- und Politikberatung vorrangig selbst beauftragt – und zwar zu einem Zeitpunkt, an dem die Politik und die öffentliche Meinung bestimmte Entwicklungen selbst noch nicht spüren. Somit wäre die Wissenschaft zum Zeitpunkt des Eintretens und öffentlichen Wirksamwerdens bestimmter Probleme fähig, nicht nur Antwort zu geben, sondern in vergleichsweise kurzer Zeit auch qualifizierten Rat zu erteilen. Natürlich wird es stets auch Ad-hoc-Fragestellungen sowie gezielte Fragen aus der Politik geben, aber ich gehe davon aus, dass die Nationale Akademie der Wissenschaften die zu behandelnden Fragen und Probleme vorwiegend selbst definieren wird, denn erst dann entfaltet wissenschaftliche Politikberatung, die in Wirklichkeit primär eine Gesellschaftsberatung sein muss, ihre volle Wirkung.

In einer Zeit, in der Wissenschaft alle unsere Lebensbereiche durchdringt und gestaltet, ist es von elementarer Bedeutung, dass die Wissenschaft sich so organisiert, dass sie rechtzeitig Rat geben und damit in die Mitte der Gesellschaft zurückkehren kann, indem sie gesellschaftliche Entscheidungsprozesse in einer Weise beeinflusst, die ihr bereits Leibniz mit seinem Leitmotiv *Theoria cum praxi* zugebracht hat, nämlich wissenschaftliche Erkenntnisse, wo immer möglich, zum Wohle der Gesellschaft und ihrer Menschen einzusetzen.

Somit sind die deutschen Akademien der Wissenschaften auf neue Weise Bewahrerinnen und Interpretinnen unseres kulturellen Erbes und werden wieder zu Orten, an denen wichtige Zukunftsentwicklungen analysiert, reflektiert und interpretiert werden, um aus der Wissenschaft selbst heraus jene Entscheidungshilfen zu geben, die unabdingbar sind bei schwierigen und komplexen Herausforderungen, mit denen wir konfrontiert werden. Sollte dann die Entwicklung der Akademienlandschaft der letzten Jahre tatsächlich nichts anderes sein als eine Entwicklung zurück zu den Wurzeln?

Volker Gerhardt

Im Zentrum der Akademie steht die Klasse

Eine Konsequenz aus der Einheit des Wissens

1. Die Emanzipation des Wissens

Seit es anerkannte Organisationen des Wissens gibt, dürfte darüber gestritten worden sein, welchen Dienst sie der sie tragenden Gemeinschaft erbringen. Für die ersten Jahrtausende der politisch verfassten Zivilisation können wir darüber nur Vermutungen äußern. Denn das astronomische, mathematische und historische Wissen war vornehmlich priesterlich verfasst und eng mit der politischen Herrschaft verbunden. Hier lässt sich aus der Rivalität unterschiedlicher Orden sowie aus der Konkurrenz zwischen der Tempelpriesterschaft und den Ratgebern im königlichen Palast auf unterschiedliche Funktionsbestimmungen des Wissens schließen. Die politischen Herrscher waren stärker auf den erkennbaren Nutzen und auf die Bewältigung technischer Probleme ausgerichtet.

Gleichwohl erfolgte die Rechtfertigung der Anwendung in jedem uns bekannten Fall unter Berufung auf den Gott oder die Götter. Was der Gottheit diene, musste auch das Beste für den Menschen sein. Deshalb lag das höchste Ziel in der Erkenntnis des Göttlichen, und die beste Praxis bestand darin, ihren Gesetzen zu folgen.

Es versteht sich von selbst, dass die Aufgabe des Wissens erst mit dessen Verselbstständigung strittig werden konnte. Ab wann das der Fall gewesen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. In Ägypten gibt es schon mit dem Übergang ins zweite Jahrtausend literarisch verfasste Klagen, in denen Individuen den Verfall der Gerechtigkeit mit dem Missbrauch des Wissens in Verbindung bringen. Doch erst mit der griechischen Aufklärung im fünften vorchristlichen Jahrhundert ist ein Grundsatzstreit über Bedingungen und Ziele des menschlichen Wissens überliefert. Er fällt in die Zeit der erstmals mit methodologischem Selbstbewusstsein auftretenden Natur-, Rechts- und Geschichtswissenschaften, in die auch die erste Blüte des auf geschriebene Texte gegründeten Theaters fällt – begleitet von einer einzigartigen Entwicklung der Poesie, der bildenden Künste und der Musik.

Es ist zugleich die Epoche der ersten Demokratie, in der sich die Individuen selbstbewusst im öffentlichen Raum bewegen. Die Rhetorik wird als Technik überzeugender Selbstpräsentation entdeckt, die Erziehung erweist sich erstmals als ein allgemein erörtertes Thema, und die Individualisierung der Tugenden verstärkt das Interesse an säkularen Weisheitslehren. Das schafft günstige Bedingungen für die Entstehung der Philosophie. Die Menschen erfahren ihre Zeit als Krise, in der sie sich mit einem kritisch gesicherten Wissen zu behaupten suchen.

Diese Entfaltung kultureller Kräfte geht mit Innovationen auf dem Gebiet der Verkehrs- und Kommunikationstechniken einher, die insbesondere mit Fortschritten in der schriftlichen Verständigung verbunden sind. Bedenkt man die damals schon avisierte, für viele aber erst heute sichtbar werdende globale Wirksamkeit der sich ausdrücklich behauptenden Wissensgesellschaft, dann ist die erstmals in Athen ausgetragene Kontroverse über das Wissen von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die im Medium des Wissens bewusst erfahrene Krise, die mit den Mitteln des Wissens bewältigt werden soll, führt folgerichtig zu einem Nachdenken über das Wissen. Dass es dabei zu einem Streit über dessen Ziele und Aufgaben kommt, versteht sich beinahe von selbst.

2. Nützlichkeit im Zweck in sich selbst

Die bis heute nachwirkende Kontroverse über das Wissen wird von den ›Sophisten‹ ausgelöst, die von priesterlichen und politischen Ämtern weitgehend entbunden sind. Ihr Name besagt, dass sie ›Wissende‹ und, wenn es hoch kommt, ›Weise‹ sind. Die Sophisten gestehen zu, dass der Mensch von den Göttern geschaffen ist und folglich auch das Licht seiner Erkenntnis einer göttlichen Eingebung verdankt. Aber was der Mensch daraus macht, steht allein in seiner Verfügung. Seine Bedürfnisse und Interessen sind es, die dem Wissen Ziele setzen. Nach einer viel zitierten sophistischen Formel ist der Mensch das »Maß al-



ler Dinge«; folglich hat er auch der Maßgeber des Wissens zu sein. Damit ist das Wissen an den erwarteten Nutzen gebunden. Es erfüllt seinen Zweck nur, solange es dem Menschen dient.

Die Sophisten waren die ersten gesellschaftlichen Anwälte der Wissenschaft. Sie haben viel für die Verbreitung und Vervielfältigung der methodisch erworbenen Kenntnisse getan. Dennoch haben sich die gegen sie auftretenden und alsbald ›Philosophen‹ genannten Denker in der Nachfolge des Sokrates entschieden von ihnen abgegrenzt. Tatsächlich kann man den Sophisten den Vorwurf machen, ausgerechnet das nicht verstanden zu haben, was sie zu lehren beabsichtigten – nämlich das Wissen. Ihnen entging, dass sie in ihrer Berufung auf die Interessen des Menschen dennoch immer nur ein Wissen zugrunde legten. Sie übersahen, dass Wissen nur durch Wissen begründet werden kann. Selbst wer für bestimmte Vorteile einer Handlung optiert, tut dies unter Berufung auf Erfahrungen und Erwartungen, die lediglich in der Form eines (wahren oder vermeintlichen) Wissens zur Verfügung stehen.

Ist das Wissen erst einmal als Quelle für Gründe und Ziele etabliert, wird man es, solange von Gründen und Zielen die Rede ist, nicht los. Wissen ist zwar auf die Welt gerichtet; es ist auf Empfindung, Erfahrung und Erinnerung angewiesen; aber es bezieht sich in der Begründung immer auf etwas, das selbst als Wissen zur Verfügung steht. Es kreist in sich selbst. Über diesen zentralen Punkt ihrer Tätigkeit waren die ersten Aufklärer nicht aufgeklärt.

Die Philosophen, die in der Nachfolge des Sokrates erstmals nach der Natur des Wissens fragten, hatten daher gute Gründe, sich von den Sophisten abzugrenzen. Sie erkannten, dass Wissen sich im Medium des Wissens zu erweisen hat, und legten Wert darauf, im Umgang mit dem Wissen konsequent zu bleiben. Es war daher keine Anhänglichkeit an die Theologie, wenn sie das Wissen als ›göttlich‹ bezeichneten. Denn es umgibt den Wissenenden in einer als unendlich erlebten Sphäre, solange er mit dem Wissen zu leben sucht. ›Göttlich‹ ist es auch insofern, als es den Zweck immer schon in sich zu haben scheint. Wer feststellt, dass Wissen rasch an Grenzen stößt oder dass es nicht alles bedeutet, tut dies gleichwohl stets unter Rekurs auf das Wissen, das unvermeidlich mit dem Eindruck verbunden ist, es könne sich auf alles beziehen.

Ist diese Natur des Wissens einmal erkannt, fällt es schwer, es auf ›äußere‹ Zwecke zu beziehen. Denn was

immer man als lebenspraktische Aufgabe, technische Leistung oder politischen Zweck ausweist, muss in die Form des Wissens gebracht werden, wenn praktische Lösungen gefunden werden sollen. Also ist es nur eine Frage der intellektuellen Konsequenz, Wissen als solches anzustreben. Dann ist es das Beste, es in seiner eigenen Dynamik zu verstärken, ihm nach Kräften nachzugehen und sich allein an seinem ihm innewohnenden Maß – an der Wahrheit – auszurichten. Durch äußere Probleme und das Verlangen, sie zu lösen, wird die Produktivität des Wissens am besten gefördert. Wer das Wissen als Selbstzweck verfolgt (und dabei erfolgreich ist), dient auch den vermeintlich äußeren Zwecken am besten.

3. *Theoria cum praxi*

Wenn es einen Denker gab, der von dieser Eigenlogik des Wissens noch unter neuzeitlichen Bedingungen wusste, dann ist es Gottfried Wilhelm Leibniz. Sowohl in seinen mathematischen, physikalischen und sprachphilosophischen Arbeiten als auch in seinen philosophischen und theologischen Spekulationen war er von deren praktischem Wert derart überzeugt, dass er mühelos von theoretischen zu technischen, ökonomischen oder politischen Problemen wechseln konnte. In seinen Schriften illustriert er hochabstrakte Entdeckungen an den durch sie möglichen praktischen Anwendungen, lässt sich von technischen Problemen augenblicklich zu weitläufigen theoretischen Erörterungen verlocken und ist sich nie zu schade, den Gewinn einer wissenschaftlichen Erkenntnis an den durch sie ermöglichten wirtschaftlichen Erträgen vor Augen zu führen.

Diese im Wissen selber angelegte wechselseitige Verknüpfung von Theorie und Praxis ist Leibniz so selbstverständlich, dass er keine programmatische Distanzierung von der ›vita contemplativa‹ der Antike oder von der vermeintlichen Weltferne der Scholastik nötig hat. Hier unterscheidet er sich von Bacon, Descartes oder Hobbes, die ihr als modern angesehenes Ideal des Wissens effektiv von den alten (oder mittelalterlichen) Denkern abzugrenzen suchen. Leibniz hat die übereilte Selbstauszeichnung seiner Epoche nicht nötig. Er lebt im Wissen und weiß von dessen unmittelbar praktischer Bedeutung – sofern es Menschen gibt, die an der Bewältigung praktischer Probleme arbeiten.

Tatsächlich genügt die Einsicht in die arbeitsteilige Verfassung der menschlichen Kultur, um das Vertrauen aufzubringen, dass ein ohnehin aus lebenspraktischen



Konstellationen stammendes Wissen jederzeit zu seinen praktischen Ursprüngen zurückfindet – solange es Menschen gibt, die sich der lebensweltlichen Aufgaben annehmen. Es ist nicht nötig, der Wissenschaft ausdrücklich praktische Ziele zu setzen, und es gibt auch keine, die sie von ihren theoretischen Fragen tatsächlich ablenken könnten. Es genügt, die Vielfalt der technischen, ökonomischen und politischen Leistungen zu sichern. Denn sie sind alle auf wissenschaftliche Erkenntnisse angewiesen, die zunehmen müssen, wenn die vielfältigen Tätigkeiten zu befriedigenden Erträgen führen sollen. Wachstum und Fortschritt liegen bereits in der Dynamik des Wissens.

Vor diesem Hintergrund reicht es aus, die Wissenschaft zu fördern und ihr inmitten aller anderen Aktivitäten der Gesellschaft genügend Raum zur eigenen Entfaltung zu geben. Dazu bedarf es eigener Einrichtungen für ihre Tätigkeit, gesellschaftlicher Anerkennung und ausreichender Mittel, damit sie ihre Ziele verfolgen kann. Dass dazu die Freiheit kommen muss, den eigenen Fragen nachzugehen, versteht sich für Leibniz von selbst. Wer anders als ein Wissenschaftler sollte sagen können, was wissenschaftlich vorrangig und erforderlich ist?

Es mag sein, dass Leibniz in seiner großzügigen Missachtung feudaler, klerikaler und nationaler Machtansprüche allzu diplomatisch war. Die Eigendynamik der wissenschaftlichen Forschung gibt ihm jedoch recht: Die jeweiligen politischen Einschränkungen haben sich zwar in ihrer Zeit und bei den betroffenen Personen verheerend ausgewirkt; die Entwicklung der Wissenschaft zur Großmacht der Zivilisation aber haben sie nicht verhindern können. Selbst der Dünkel der Wissenschaftler, die mit Verachtung auf die Probleme der Anwendung herunterblicken, ist nicht groß genug, um der Wissenschaft langfristig zu schaden. Denn der innere Zusammenhang zwischen szientifischer Erkenntnis und technischem Erfolg ist zu eng, als dass er sich durch Standesinteressen auflösen ließe.

So ist es zu verstehen, wenn Leibniz die Gründung der Preußischen Akademie unter den Wahlspruch *Theoria cum praxi* stellt und dem fürstlichen Gönner empfiehlt, »gleich Anfangs das Werck samt der Wissenschaft auf den Nutzen [zu] richten«, damit »nicht allein die Künste und die Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feld-Bau und Manufacturen und Commercien und mit einem Wort die Nahrungs-Mittel zu verbessern« sind. Es gehört zur unerfreulichen politischen Rhetorik der zitier-

ten Gründungsschrift, dass Leibniz die Akademien in Paris und London, denen er selbst als Mitglied angehört, verächtlich macht, um dem nach der Königswürde greifenden Berliner Herrscher die Vorteile auszumalen, die durch seine eigene Tatkraft errungen werden können. Die abwertende Rede von der »blosse[n] Curiosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimenta« in den schon bestehenden Akademien nimmt die Perspektive des nur durch handfeste Vorteile so zu überzeugenden Herrschers ein, der nicht verstehen würde, warum die Wissenschaft oft nur über kostspielige Umwege zu ihren Erkenntnissen gelangt.

4. Der Primat des Wissens

Als Monadologe, für den alle wesentlichen Leistungen eines Individuums dessen innere Einsicht spiegeln, hätte Leibniz so, wie er es in der Gründungsschrift tut, gar nicht sprechen dürfen. *Theoria cum praxi* kann für ihn nur eine notwendige, mit dem Wissen bereits gegebene Einheit sein, die sich jedem erschließt, der erkennt, woraus das Wissen stammt und wozu es dient.

Erst Wilhelm von Humboldt, der Leibniz als Individualitätstheoretiker folgt, hat die politische Unabhängigkeit, die sokratische Einsicht in die Logik des Wissens auf den Stand der mit Kant erreichten Autonomie des praktischen Handelns zu bringen. Humboldt postuliert den Primat des Wissens und legt ihm die Prämisse der Individualität zugrunde, die sich im Streben nach Wissen realisiert. Für ihn ist Erkennen ein »SelbstActus im eigentlichsten Verstand«. Dieser Akt, der zwar gesellschaftlich gefördert, aber stets nur von Einzelnen erbracht werden kann, ist auf nichts dringlicher angewiesen als auf »Freiheit« – und auf die berüchtigte »Einsamkeit«. Nichts erscheint Humboldt wichtiger als geistige Eigenständigkeit und die damit verbundene Möglichkeit zum Rückzug: »Aus diesen beiden Punkten«, so sagt er 110 Jahre nach der Akademie-Denkschrift von Leibniz und bezogen auf die Universitäten, »fließt [...] die ganze äußere Organisation« der Wissenschaft.

Nur die fehlende Lehre könnte einen daran hindern, die Einsicht Wilhelm von Humboldts auf die Akademien zu übertragen. Doch man stelle sich vor, den (in der Regel anderswo lehrenden) Mitgliedern der Akademie würden Freiheit und Rückzug auf das eigene Denken verwehrt, nur weil es in ihrer Institution keine eingeschriebenen Studenten gibt! Vielmehr ist der Umkehrschluss zu ziehen: Die Mitglieder einer Akademie for-



schen nur dadurch, dass sie sich wechselseitig in der auch hier geltenden »Einsamkeit und Freiheit« belehren.

Tatsächlich war es die Umsetzung dieser Einsicht, die im 19. Jahrhundert zum Aufstieg der Preußischen Akademie der Wissenschaften geführt hat. Und anders als die Universität wäre sie noch heute in der Lage, diesen Anspruch umzusetzen. Zwar hat auch sie bereits im Vorfeld von 1933 versagt; zwischen 1949 und 1989 wurde sie zu einem staatlichen Großforschungsinstitut, das nichts mehr mit der von Leibniz inaugurierten und von Humboldt inspirierten Gelehrtenengesellschaft zu tun hatte. Aber ihre Neugründung im Jahre 1992 hat ihr eine Form zurückgegeben, die freies Nachdenken, interdisziplinäre Expertise und konzentrierte Langfristforschung zu verbinden erlaubt.

Das gilt auch für die anderen Wissenschaftsakademien in Deutschland. Sie haben nach 1968 im Windschatten der Reformen gestanden. Deshalb sind ihnen die Freiheit und die Unabhängigkeit geblieben, die mit dem Bologna-Prozess an den Hochschulen vorerst verloren sind. Während der Wissenschaftsbetrieb in deren Umfeld unter dem künstlich erzeugten Projektfieber steht, können die Akademien weitgehend unbehelligt von Antragsfristen und Evaluationen tätig sein.

Das ist ihre große Chance, die sie zu nutzen haben. Es hat vor allem dadurch zu geschehen, dass die themenbezogene wissenschaftliche Zusammenkunft ihrer Mitglieder die Hauptsache bleibt. Im Zentrum der Akademietätigkeit muss weiterhin die Klasse stehen. Deren Mitglieder haben ihre wissenschaftliche Qualifikation längst erwiesen. Sie gehören zu den Besten ihres Fachs. Deshalb können sie, frei von beruflichen Ambitionen, allein um der Erkenntnis willen zusammenkommen und sich wechselseitig unterrichten.

Diese von Weisungen und Aufträgen unabhängige, allein auf das Wissen gerichtete Tätigkeit ist das Kerngeschäft einer Akademie. Ihre Besonderheit wird sie nur behalten, wenn die freie Debatte über selbst gewählte Themen im Mittelpunkt ihrer Arbeit bleibt. Nur solange das der Fall ist, kann sie gelassen in die Konkurrenz mit anderen Institutionen gehen. Dann wird auch die Gesellschafts- und Politikberatung, die schon Leibniz zu den vorrangigen Aufgaben der Akademietätigkeit rechnete, eine Nachdenklichkeit ausstrahlen, für die in der Projektarbeit definitionsgemäß kein Platz sein kann.

Carsten, Ferdinand
und Tim Hucho

Von der Biodiversität der Forschung

Innovativität, Interdisziplinarität, Internationalität – das sind die Pigmente, die den Naturwissenschaften unserer Tage Farbe geben. Getragen werden sie in unserem Lande von drei Säulen, den Universitäten, den Außeruniversitären Wissenschaftsgesellschaften und den Akademien. Die Pigmentierung der drei Säulen ist nicht gleichmäßig, sodass ein buntes Kolorit entsteht. Es wird auch durch die sich ausbreitenden Rostflecken Kommerzialisierung, Bürokratisierung und finanzielle Auszehrung nicht wirklich beeinträchtigt.

Wirklich nicht? Das System lebt von der Vernetzung, vom Austausch, von Lastenausgleich, Arbeitsteilung und gegenseitiger Inspiration. Und das muss immer wieder in fairem Diskurs erarbeitet werden, damit aus der Buntheit der drei Säulen nicht dreifache monotone Einfarbigkeit wird. Jeder Bereich hat seine besonderen Kompetenzen, die sich nicht operativ entfernen und in einen anderen Bereich transplantieren lassen.

Innovationen zum Beispiel können nur dort sprießen, wo kreative Köpfe die nationalen und internationalen Partner finden; Projekte, deren Ergebnisse schwer planbar sind, sogenannte Risikoforschung, lassen sich nur mit langfristiger finanzieller Sicherheit durchführen. Und Forschungen zur Produktoptimierung lassen sich ideal in enger Kooperation mit der Industrie realisieren.

Bröckelt die erste Säule? Integration, nicht Ausgrenzung

Die forschungspolitisch gewollte Entwicklung hin zu immer größeren Vorhaben birgt die Gefahr, dass die Universitäten mit ihren durch fundamentale Aufgaben außerhalb der Forschung begrenzten personellen Kapazitäten von zentralen Projekten ausgeschlossen werden. Elementarteilchen- und Schwerionenforschung zum Beispiel, Astrophysik und Weltraumforschung können nicht im Rahmen von Doktorarbeiten neben Lehrverpflichtungen quasi ›mit-erledigt‹ werden. Darüber hinaus binden Großprojekte gewaltige Mittel. Die vom Regie-

rungskordinator für die deutsche Luft- und Raumfahrt, Peter Hintze, vorgeschlagene deutsche Mondlandung etwa kostet so viel wie Hunderte von universitätskompatiblen Kleinprojekten. Während nicht einmal der Prestigegewinn solch einer (zuweilen als ›Peterchens Mondfahrt‹ verspotteten) Idee sicher ist, sind der wissenschaftliche Gewinn und das Maß an neuer Erkenntnis oder auch ›nur‹ technologischer Innovation vermutlich ebenfalls eher als gering einzuschätzen. Gibt es eine Statistik darüber, wie viele naturwissenschaftliche Großprojekte, die industrienah angesiedelt sind, ihre Fördermittel überhaupt wieder einspielen (okay, MP3! und zweitens?)?

Man muss hier also nicht in den abgenutzten Ruf nach mehr Geld einstimmen. Vielmehr geht es um die sinnvolle Aufteilung vorhandener Ressourcen.

Die einfache, der Politik leicht zu vermittelnde Lösung: Man gründet für das Großprojekt ein spezialisiertes außeruniversitäres Institut mit klar definierter Aufgabe und vergleichsweise unbegrenzten Mitteln. Aus Sicht der Universitäten kann man das Outsourcing nennen. Die etwas kompliziertere Lösung: Man fordert zur Gründung von Forschungsverbänden, von Konsortien auf, die dezentral mit immer noch erheblichen (Bundes- oder – zunehmend – EU-)Mitteln kooperativ ein großes Thema bearbeiten. Oder man vergibt die Aufgabe gleich an die Industrie.

Ausgliederung aus den Universitäten, Konsortialforschung, Industrieförderung mögen kurzfristig die Effizienz steigern. Sie bergen aber auch Gefahren:

✘ Universitätsferne bedeutet einen Verstoß gegen das durchaus bewährte Humboldt'sche Postulat¹ der Verbindung von Forschung und Lehre. Sie begünstigt die Degeneration der Universitäten zu höheren Lehr- und Berufsausbildungsstätten. Nur Integration der Universitätsforschung in die außeruniversitären Großprojekte rettet die Universitäten vor Verödung.



4 902520

16 | 17

✦ Konsortialforschung bedeutet Zwang zum Konsens, also Ausschluss des Widerborstigen, des vielleicht gerade wirklich Originellen – kein guter Nährboden für Innovationen. Auch hier bieten sich die zweckfreien Nischen universitärer Forschung als Korrektiv an.

✦ Industrieforschung bedeutet Primat der Anwendbarkeit, die der riskanten Suche nach dem grundsätzlich Neuen entgegenstehen kann. Universitäts- und Industrieforscher dürfen nicht auf Distanz gehen und sich in Konkurrenz definieren. Sie müssen vielmehr zusammenrücken, den Weg zwischen »zweckfreier« Idee und Nützlichkeit verkürzen und den Vorteil der Koexistenz nutzen.

Der Wind bläst den Universitäten ins Gesicht. Forschungspolitisch motivierte Großprojekte drohen die Universitäten auszuschließen, der vor seiner Vollendung stehende Bologna-Prozess steigert und formalisiert ihre Lehraufgaben in forschungshinderlicher Weise und lähmt die Studierenden, die ja gerade zu Mobilität animiert werden sollten (dabei gibt es wohl keinen Beleg für die Vermutung, dass die neuen, optimierten Hochschulabgänger sich als bessere Forscher oder wenigstens als effizienteres Industriepersonal erweisen), und die immer kürzeren Innovationszyklen der naturwissenschaftlichen Methodiken treiben die Universitätskanzler an den Rand der Verzweiflung. Hatte man früher eine Neuberufung mehr oder weniger für ein Forscherleben auszustatten, reicht die Erstausstattung, zum Beispiel eines Biowissenschaftlers, heute gerade einmal für die ersten fünf bis zehn Jahre. Danach sind die Mikroskope, Massenspektrometer, Sequenziermaschinen veraltet – ohne millionenschweren Ersatz droht der einst hoffnungsvolle Jungprofessor früh zum alten Eisen zu werden.

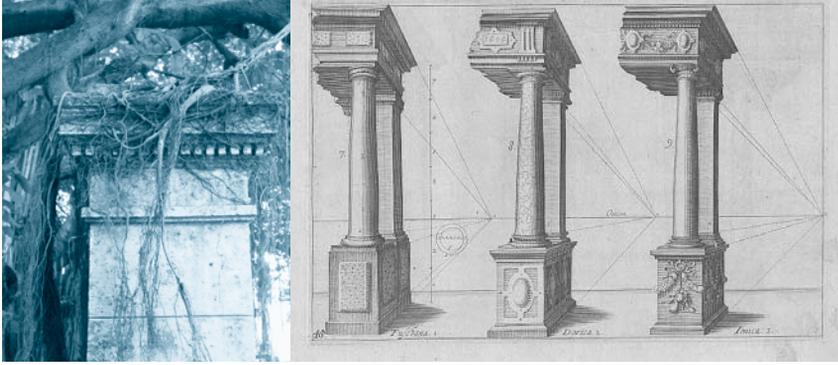
Hält die zweite Säule? Der lange Atem

Besser geht es der zweiten Säule deutscher Forschung, den außeruniversitären Instituten. Sie können im Rahmen ihres Profils kleine und große Projektgruppen einrichten und vor allem auch sogenannte Risikothemen bearbeiten. Dies ist nur mit einer soliden Grundfinanzierung möglich. Außeruniversitäre Institute können daher das, was Universitäten nicht können. Sie forschen mit relativ üppigen Mitteln, frei von überbordenden Nebentätigkeiten wie Lehre² oder Verwaltung. Sie haben die Bürokratisierung – noch – ganz gut im Griff. Sie können sich flexibel an Konsortien, Sonderforschungsbereichen und Kooperationen mit anderen Instituten beteiligen.

Nicht nur Innovativität zielt sie, auch und gerade die Internationalität ihrer Kooperationen und ihres Forschungspersonals sind Grundlage ihrer Erfolge.

Die außeruniversitären Institute stehen allerdings häufig stärker als die beiden anderen Säulen unter dem Druck des Postulats nach Anwendbarkeit (Nützlichkeit) ihrer Produkte. Wird diese Nützlichkeit mit der einfachen Maßzahl »erteilte Patente« gemessen, dann kann das zum Innovationshindernis werden. Das misstrauisch beäugte Innovation-Gap, das genau die Lücke zwischen kleinteiligen Patenten (Inventionen) und wirklichen Innovationen beschreibt, ist eine Folge solcher institutionell begünstigter Ängstlichkeit. Wenn schon die Zahl der Patente ein Institut auszeichnet, dann verleitet dies zu »mutwilligen Patentierungen«, zu kleinen Erfindungen im Mainstream, zu »Knowledgelets«. Dann wird anwendungsorientierte Forschung schnell als Optimierungsforschung missverstanden und Grundlagenforschung als akademisch, als elitär denunziert. Dann ist Fortschritt und Innovation nicht Teil des Konzepts. Die außeruniversitären Institute können ihren (finanziell) weiteren Zeithorizont nutzen, um über Grundlagen nachzudenken, die neue Anwendungen ermöglichen.

Ein zugegebenermaßen konsensfähiger Indikator für hervorragende Grundlagenforschung ist eine Ehrung durch einen Nobelpreis. Aber die mit Nobelpreisen gekrönten Erkenntnisse sind keineswegs nur schmückender Zierrat des akademischen Elfenbeinturms. Sie haben immenses wirtschaftliches Potenzial, das den Forschern oder ihren Geldgebern kaum vorab bekannt, niemals garantiert und wohl selten Antrieb war. Die mit dem Nobelpreis geehrten »Untersuchungen über Halbleiter und die Entdeckung des Transistoreffekts« (1956) öffneten einen Multimilliarden-Markt, der zuvor nicht einmal erahnt wurde. Was ist der Wirtschaftsfaktor der durch reine Neugier getriebenen Untersuchungen eines Herrn Röntgen (Nobelpreis 1901), welche Industrieförderung hatte Lise Meitner eingeworben, um die Kernspaltung zu verstehen? Wollte Philipp Lenard einen Fernseher oder auch nur ein Oszilloskop bauen, als er über Kathodenstrahlen forschte (Nobelpreis 1905)? Diese genialen Männer und Frauen forschten, um die Natur zu verstehen. Es ist vielleicht nicht einmal übertrieben, wenn man konstatiert: Jede wirklich neue Erkenntnis, die der Natur abgerungen wird, birgt das Potenzial, einen riesigen Markt zu öffnen. Nicht am Montag nach der nobelpreisverdächtigen Entdeckung; vielleicht erst einige Dekaden später.



Heutige Anwendungsforschung zäumt ein altes Zirkuspferd von hinten auf. Es gibt Geld für ein Projekt, das feinkörnig in überschaubare Meilensteine gegliedert ist. Diese Meilensteine müssen natürlich erreichbar – und somit vorhersehbar – sein. Besonders originell ist das nicht. Ist es innovativ? Was hätte ein angewandtes Forschungsprojekt zur Verbesserung von Glühlampen ergeben? Kleinere Glühlampen, vielleicht effizientere. Kaum wäre so die Leuchtdiode erfunden worden. Angenommen, man hätte im letzten Jahrhundert riesige Summen investiert, um die Elektronenröhren zu verbessern. Sie wären kleiner geworden, vielleicht haltbarer, etwas schneller auch, hätten einen höheren Wirkungsgrad. Ein Transistor wäre dabei nicht herausgekommen.

Wird Anwendungsforschung verstanden als ›Anwendungen inspirierende Forschung‹ (›device inspiring research‹), wird man dem Potenzial der außeruniversitären Institute eher gerecht, als wenn man sie als Optimierer missversteht.

Innovation kann und darf keinesfalls mit Größe und Finanzvolumen gleichgesetzt werden. Die opulente finanzielle Ausstattung eines Forschungsprojektes ist zwar auch nicht per se ein Innovationshemmnis, doch der Wunsch des Zuwendungsgebers nach messbaren Erfolgen, nach einem nachweisbaren ›Return On Investment‹ wächst verständlicherweise mit der eingesetzten Summe und kann den Verlauf eines solchen Projektes vorhersehbar, unoriginell und wenig innovativ werden lassen. Folgt – so gesehen – daraus nicht etwa ›small is beautiful‹?

Die ›Biodiversität‹ der Forschung

Wissenschaft ist keine extensive monokulturelle Bewirtschaftung, die durch die klare Korrelation von eingesetztem Mittel und Ertrag bewertet und optimiert werden kann. Vielmehr wird der wissenschaftliche Fortschritt durch die Vielzahl der kleinen, oft nicht explizit nachvollziehbaren und vor allem im Gewusel der unterschiedlichen Konzepte nicht vorhersehbaren Neuerungen errungen. Hier gleicht die Wissenschaft eher dem Dschungel mit seiner durch unendliche Kombination hervorgerufenen genetischen Vielfalt, erworben durch langsame genetische Drift sowie durch unerwartete Eruptionen neuer Formen durch Rekombination bestehender Systeme und deren Auslese im nicht notwendigerweise objektiven Kampf mit der Umgebung.

Beide Säulen, Universitäten und außeruniversitäre Forschungsgesellschaften, haben schon längst Farbe

durch *Internationalität* gewonnen. Studenten, Lehrkörper, Forschungsteams sind bunte Mosaik, multikulturelle Gesellschaften der fröhlich-kreativen Art. Die EU-Forschungsförderung will genau das, und die Naturwissenschaften spiegeln diese Praxis ohnehin längst wider.

Die dritte Säule – Oase der Seligkeit?

Das dritte Pigment, die *Interdisziplinarität*, gibt die Grundfarbe für die dritte Säule, die Akademien. Naturwissenschaftler verstehen dabei unter Interdisziplinarität Kooperationen zwischen Biologen, Medizinern, Physikern, Mathematikern, also zwischen naturwissenschaftlichen Disziplinen, und immer noch nur in beschränktem Maße zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. In der Wahrnehmung und Alltagspraxis ist diese Interdisziplinarität nicht eigentlich *transdisziplinär*.

Naturwissenschaftler sind in den Akademien zahlenmäßig hervorragend vertreten. Der Ruf nach Nützlichkeit und Abgrenzung erreicht sie hier weniger laut. Sie partizipieren am Leben der Akademien aber nicht eigentlich mit ihren fachwissenschaftlichen Forschungsprojekten, sondern als Partner der Geistes- und Sozialwissenschaftler, wenn es um die juristischen, ethischen und gesellschaftlichen Implikationen ihres Tuns geht. Die zur Nationalakademie avancierte Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina besteht ganz überwiegend aus Naturwissenschaftlern und hat eben deshalb den Auftrag im Rahmen ihrer öffentlichen Aufgaben, aktiv die Kooperation mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie für Technikwissenschaften *acatech* zu suchen.³ Drei der fünf Klassen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die Mathematisch-Naturwissenschaftliche, die Biowissenschaftlich-Medizinische und die Technikwissenschaftliche Klasse, sind naturwissenschaftlich-technisch definiert, bringen sich jedoch in die interdisziplinären Arbeitsgruppen der Akademie als Juniorpartner mit Expertenwissen ein und nicht als experimentell Forschende. In diesem Sinne interdisziplinär ringen sie um den notwendigen Überbau oder auch das gesellschaftliche Fundament der Naturwissenschaften.

Diese zentrale Aufgabe der Akademien, so wenig ›anwendungsfreundlich‹ und patentierbar ihre Forschungsergebnisse auch sind, wird im politischen Raum noch immer nicht angemessen gewertet. Ein Grund dafür mögen die Zeitskalen sein: Akademieprojekte überschreiten

meist die Zeitgrenzen von Legislaturperioden, und gerade darin muss man ihre Existenzberechtigung sehen: Wo sonst kann man zum Beispiel Editionen großer Lebenswerke bewerkstelligen; wo eine ganze Sprache lexikalisch erfassen?

Die Farbenlehre der Wissenschaftssäulen ist eindeutig: Bei aller Buntheit müssen die Grundfarben sichtbar bleiben; der Mischton ›Braun‹ aller Pigmente muss ebenso vermieden werden wie die Einfarbigkeit: Keine der Säulen kann ohne den Geist der Innovation leben, keine darf ohne den ›Blick über den Zaun‹ der Disziplinen arbeiten; und in der Enge nationaler ›Autarkie‹ ist es allzumal grau und dunkel. Dennoch sollte jede Säule *ihre* vorherrschende Farbe pflegen, zum Nutzen des Ganzen, zur Evolution einer ungeahnten neuen Farbigkeit.

1 C. Hucho und F. Hucho: Wilhelm von Humboldt – Schnee von gestern?, in: *Gegenworte* 17 (2007), S. 23–25

2 Gern greift man auch hier auf die kreativste Ressource der Universitäten zurück: Doktoranden. Die Max-Planck-Gesellschaft löste einen Sturm aus, als sie das Promotionsrecht anstrebte für ein als GmbH organisiertes Graduate Center, das von der Max-Planck-Gesellschaft und der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz gemeinsam betrieben wird.

3 In der Pressemitteilung der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz zur Übertragung der Aufgaben einer Nationalen Akademie an die Leopoldina vom 18. 2. 2008 heißt es: »Das Koordinierungsgremium verständigt sich über die zu bearbeitenden Themen und setzt Arbeitsgruppen ein, die gegebenenfalls unter Einbeziehung der Expertise von Wissenschaftlern der anderen wissenschaftlichen Akademien in Deutschland Stellungnahmen zu politisch und gesellschaftlich relevanten Fragestellungen erarbeiten.« www.gwk-bonn.de/fileadmin/Pressemitteilungen/pm2008-04.pdf







Eckhard Keßler

Von der Akademie zu den Akademien

Die Platonische Akademie und ihre Renaissancen

Wenige Institutionen haben die Entwicklung westlicher Kultur und Wissenschaft so dauerhaft geprägt wie die Akademie, aber nur wenige auch vermochten ihr wahres Gesicht, dem Proteus gleich, so erfolgreich zu verbergen wie sie. Schon der Ursprung ihres Namens verliert sich im Dunkel des Mythos: Er leitet sich von einem Hain oder Garten mit Platanen und Ölbäumen vor den Toren von Athen her, der einem Heros aus dem Theseus-Mythos mit Namen Akademos oder Hekademos, Dekelos oder auch Echemos geweiht war und darüber hinaus Altäre des Eros und der Musen, des Herakles und des Prometheus sowie ein Tempelchen der Athene beherbergte. In diesem Hain, dem zugehörigen Gymnasium oder einem anliegenden, selbst erworbenen Grundstück mit Haus und Garten richtete Platon nach seiner Rückkehr aus Süditalien, wohl nach dem Vorbild des Pythagoras, seine ›Schule‹ ein, die zugleich als ›religiöser Verein‹ dem Kult der Musen diente und nach dem Orts-Heros Akademie genannt wurde.

Nach Platons Tod wurde diese Schule zwar von einer langen Reihe nachfolgender Generationen am gleichen Ort und unter gleichem Namen bis zum Jahr 527 n. Chr. weitergeführt, die von den wechselnden Schulhäuptern unter diesem Namen gelehrt Philosophie aber folgte unterschiedlichen Schwerpunkten und entwickelte unterschiedliche Richtungen, die zuletzt im ›Skeptizismus‹ und im ›Neuplatonismus‹ endeten und den identischen Namen inhaltlich nicht rechtfertigten. Schon die Antike begnügte sich daher mit einer rein formalen Differenzierung in Alte, Mittlere und Neue Akademie (*Der Neue Pauly* I, 381–386).

Im ersten Jahrhundert vor Christus jedoch erfährt der Name der Akademie im Prozess der Transformation der Philosophie aus der Einsprachigkeit in die Vielsprachigkeit eine folgenschwere Präzisierung. Cicero, ihr unbestreitbarer Protagonist, berichtet als 61-Jähriger in einer bewegenden Erinnerung an seine Bildungsreise nach

Athen und Kleinasien im Jahre 79 v. Chr., wie er zusammen mit seinen Freunden zum ersten Mal zum Gelände der Akademie hinausgeht und wie sie sich, von dem geschichtsträchtigen Ort tief beeindruckt, darüber unterhalten, was jedem von ihnen besonders nahegeht. Während der Erste, der das Wort ergreift, Piso, Platon beschwört, den ihm die Bäume des Haines »leibhaftig vor Augen zu stellen scheinen«, ein anderer durch die Örtlichkeit an Ödipus in Kolonos und ein anderer wieder an den »Garten« Epikurs lebhaft erinnert wird, verbindet Cicero, der als Letzter spricht, die Akademie mit Karneades (156/5 – 137/6 Schulhaupt), dem Begründer der ›Neuen‹ Akademie, dem skeptischen Philosophen und gewaltigen Redner: »Mich aber bewegt heute – obwohl es in allen Teilen und an allen Orten von Athen zahlreiche Zeugnisse hoch bedeutender Männer gibt – vor allem die Rotunde dort. Vor kurzem gehörte sie nämlich noch dem Karneades, den ich – wir kennen ja sein Bild – dort zu sehen meine und es scheint mir, als sehne sich auch der Sitz, des mächtigen Geistes beraubt, nach seiner Stimme« (*De fin.* V, 1,2–2,4).

Obwohl Cicero Platon und die ›Alte Akademie‹ sehr wohl kennt, ist doch die zeitgenössische ›Neue‹ seine Akademie, an sie, ihre skeptische Erkenntnistheorie und ihre Verbindung von Rhetorik und Philosophie ist er theoretisch und emotional gebunden, nach ihrem Vorbild errichtet er auf seinem Landgut in Tusculum eine eigene ›Akademie‹, die er mithilfe seines Freundes Atticus mit griechischen Statuen ausschmückt (*Ad Att.* I, 4; 9; 11); er erörtert dort mit seinen Freunden nach ›akademischem‹ Muster vormittags Fragen der Rhetorik und nachmittags solche der Philosophie (*Tusc.* II, 9), nach ihrem Vorbild schließlich nennt er »Akademie« auch sein Landgut bei Puteoli, wo er seine *Academica* verfasst, die Dialoge über die Akademische Skepsis.

Vier Jahrhunderte später wird der junge Augustinus auf dem Weg vom Neuplatonismus zum Christentum den



skeptischen Zweifel ebendieser ciceronischen *Academica* in dem Dialog »Gegen die Akademiker« widerlegen und so das christliche Mittelalter lehren, die Wahrheit in der göttlichen Offenbarung zu suchen und mit dem Namen ›Akademie‹ nicht Platons der christlichen Theologie verwandte Philosophie, sondern häretisches Gedankengut zu verbinden. So ist zu verstehen, dass im lateinischen Mittelalter nicht erst unter dem Druck der aristotelischen Scholastik, sondern auch schon in den vier vorhergehenden neuplatonisch inspirierten Jahrhunderten von der Akademie zumindest im positiven Sinne keine Rede war. Eine Ausnahme machte allein die ›Academia Palatina‹, deren Name die Bemühungen Karls des Großen und Alkuins, christliche Lehre und weltliches Wissen miteinander zu versöhnen, zum Ausdruck bringen sollte.

Erst als zu Beginn des 14. Jahrhunderts ein neuer Skeptizismus aufbricht, der die Möglichkeit, Wahrheit als »adaequatio rei et intellectus«, als Übereinstimmung von Logik und Ontologie, von Denken und Sein, von Konzeptionellem und Realem zu erkennen, bezweifelt, erhält auch die Akademie in Gestalt der ciceronischen Skepsis eine neue Chance. Petrarca, der die entscheidenden Impulse für die neue Bewegung des Humanismus gibt, unterscheidet zwischen theologischer Offenbarungswahrheit, auf der die augustinische Widerlegung der Akademie beruhte, und philosophischem Erkenntnisbemühen, das der Begrenzung der menschlichen Ratio unterworfen ist, und befreit damit die Akademie vom augustinischen Verdikt.

Petrarca entdeckt auch die Atticus-Briefe, in denen Cicero gleich zu Anfang von der Einrichtung seiner Akademie in Tusculum berichtet – und inspiriert damit den zwei Generationen jüngeren Poggio Bracciolini zu Beginn des 15. Jahrhunderts, sich ebenfalls eine mit Statuen geschmückte Akademie zu errichten. Er propagiert darüber hinaus auch die von Cicero geforderte und in der Tusculaner Akademie betriebene Einheit von Weisheit und Redekunst, »sapientia« und »eloquentia«, und feiert – wiederum mit Cicero – Sokrates als den Begründer und ersten Vertreter jener Philosophie, die auf der Erfahrung gründet, sich mit der historischen, dem Werden und Vergehen unterworfenen Welt des Menschen auseinandersetzt und für ein ›gutes Leben‹ nützlich sein will.

Die philosophische Tradition, die von Sokrates und Platon ihren Ausgang genommen hatte, wurde so, mit der akademischen Skepsis identifiziert, zur älteren Alternative, die den neuen, gegen die aristotelisch scholastische

Tradition gerichteten philosophischen Ansatz der Humanisten legitimieren konnte. Als diese daher am Anfang des 15. Jahrhunderts begannen, Platon zu übersetzen, konzentrierten sie sich auf die frühen, von Sokrates geführten aporetischen Dialoge und lasen sie als frühe Dokumente ihrer eigenen philosophischen Bemühungen (Keßler). Wörtlich folgten sie Ciceros Darstellung der Philosophiegeschichte in seinen *Academica* (Schmitt), und Manetti stützte sich in seiner *Vita Socratis* nicht nur auf das, was man über Sokrates wusste, sondern auch auf das, was man billig von dem Begründer der Philosophie erwarten konnte.

Verbunden mit dieser Emanzipation des Begriffes der Akademie aus seiner mittelalterlichen Marginalisierung war auch seine neue Verwurzelung in dem sich wandelnden sozialen Leben des späten Mittelalters. Die Akademien waren einerseits offenbar inspiriert von den sich ausbreitenden religiösen Laienbruderschaften (Kristeller 1969), nach deren Muster Petrarca bereits im Jahr 1349 eine humanistische Lebens- und Studiengemeinschaft gegründet hätte, wäre er nicht durch die Pest daran gehindert worden (*Fam.* VIII, 4–5). Sie erinnern andererseits an die Inszenierungen der Dialoge Ciceros, die sowohl bei den Zusammenkünften der Humanisten – zum Beispiel im ›Paradiso degli Alberti‹ (1389) oder im Kloster von ›Santo Spirito‹ (1421) in Florenz – als auch bei der Inszenierung ihre eigenen Dialoge in lateinischer oder italienischer Sprache Pate standen.

Diese Formen gemeinsamer geistiger Aktivitäten verstanden sich durchaus, wie die Philosophie, die sich in ihnen ausdrückte, als kritische Alternative zu dem gängigen Wissenschaftsbetrieb der scholastischen Universitäten. Sie boten keine Lehre oder Ausbildung und waren folglich an keinen Lehrplan gebunden, sondern sie berichteten und diskutierten über den Verlauf und die Ergebnisse ihrer neue Perspektiven eröffnenden Studien oder bearbeiteten gemeinsame Projekte. Sie waren keine öffentlichen, sondern private Einrichtungen, ihre Mitglieder wurden nicht besoldet und gaben sich ihre Regeln selbst.

Wir finden solche Zusammenschlüsse humanistischer Gelehrter im 14. und 15. Jahrhundert teils noch ohne, teils schon mit der Bezeichnung ›Akademie‹ im Umkreis des aufstrebenden Bürgertums, wie die schon genannten Florentiner Zusammenkünfte während und nach Salutati Kanzlerschaft, oder auch an den Höfen fortschrittlich denkender Fürsten wie dem Hof in Neapel, von Panormita gegen 1430 gegründet, später von Pontano geprägt



und heute noch als ›Accademia Pontaniana‹ aktiv. Zudem gab es auch solche, die durch ein klar definiertes Projekt bestimmt waren, wie die ›Accademia Antiquaria‹ des Pomponius Laetus in Rom, 1464 gegründet, und die ›Accademia Aldina‹ des Buchdruckers Aldus Manutius in Venedig aus dem Jahr 1484 mit dem Ziel der kritischen Edition der antiken Texte. Es war auch möglich, dass eine solche Vereinigung statt an einen bestimmten Ort an eine charismatische Führungsgestalt gebunden war, wie jener Kreis um den Kardinal Bessarion, den wenigstens einer seiner Angehörigen bereits ›Akademie‹ nennt, obwohl er – ohne festen Ort – partiell auf briefliche Kooperation angewiesen war (Rinaldi). Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie eine Verbindung von Intellektuellen darstellen, die in Freundschaft und ›onestá‹ unterschiedliche Studien nach eigener Ordnung lehrend und lernend betreiben mit dem Ziel, in ›humanistischem‹ Sinne nützlich, gelehrt und tugendhaft zu werden.

Die sogenannte ›Platonische Akademie‹ in Florenz, die lange als Ursprung der ›akademischen Bewegung‹ der frühen Neuzeit betrachtet wurde, bis sie die neuere Forschung als »Mythos« entlarvte (Hankins), stellt im Kontext der Akademien des 15. Jahrhunderts nur eine Variante unter anderen dar. Wenn man auf die Struktur ihrer Organisation achtet, konnte sie allenfalls als Modell einer der zukünftigen Arten von Akademien dienen (Field). Sie erwuchs aus der Arbeit Marsilio Ficinos, des Übersetzers und Kommentators der Werke von Hermes Trismegistos, Platon und Plotin aus dem Griechischen ins Lateinische zwischen 1463 und 1491. Von den Medici dauerhaft gefördert, hatte sie ihren Mittelpunkt in der berühmten Villa in Careggi, in der man regelmäßig am 7. November den vermeintlichen Geburts- und Todestag Platons mit großem Aufwand feierte. Sie wurde zum Zentrum der Bemühungen um das Verständnis und die Verbreitung des Neuplatonismus und zog als solches Philosophen und Gelehrte an, die in der platonischen Tradition eine spekulative Alternative sahen zum Dogmatismus des scholastischen Aristotelismus ebenso wie zum pragmatischen Empirismus der Humanisten. Sie hofften auf eine Chance, jenes scholastische Programm einer Versöhnung von Vernunft und Glauben neuplatonisch vollenden zu können, das mit dem Aristotelismus nicht hatte gelingen wollen.

Aus der von den Humanisten geforderten und geförderten neuen Begegnung mit der Antike hatten sich so bis zum Ende des 15. Jahrhunderts im Schutze der anti-

ken Vorbilder spontane Zusammenschlüsse von vor allem bürgerlichen Gelehrten und Intellektuellen gebildet; diese sprachen eine Reihe von Themenkreisen an, deren emanzipatorische Sprengkraft als Wiedergeburt der antiken literarischen und wissenschaftlichen Weltsicht erlebt wurde, und sie bewirkten, dass im neuen Jahrhundert dieser einmal eingeschlagene, zugleich nützliche und erfreuliche Weg weiterverfolgt wurde.

Die diesen Weg beschreitenden Gesellschaften nannten sich nun durchweg Akademien, ergänzt durch einen symbolischen Beinamen und ein allegorisches Emblem; sie waren straffer und – nicht selten auch mit Beteiligung und Unterstützung der Politik – dauerhafter organisiert und nach thematischen Schwerpunkten strukturiert. Ein enzyklopädischer Anspruch, wie er in den Statuten der venezianischen ›Accademia della Fama‹ (1557) systematisch ausdifferenziert war, sollte dabei der vorzeitigen inhaltlichen Beschränkung vorbeugen: Das Ziel war »das ganze Wissen für alle« (Vasoli).

Unverzichtbar sind von den angesprochenen Themenkreisen für alle Akademien die den Horizont weitenden antiken Texte aller Art, ihre Edition, Kommentierung und Übersetzung – aus dem Griechischen und Lateinischen in das Lateinische und das Volgare. Fast ebenso weit verbreitet ist die Besinnung auf die eigenen kulturellen Leistungen durch die Lektüre und Interpretation der italienischen Klassiker – Dante, Petrarca, Boccaccio – und die Förderung und kritische Begleitung zeitgenössischer literarischer Produktion in beiden Sprachen. Als Konsequenz aus diesen beiden Themenkreisen ergibt sich dann die ›Questione della lingua‹, die zukunftssträchtige Frage nach der dem Lateinischen ebenbürtigen oder gar größeren Eignung der eigenen Volkssprache für Wissenschaft und Literatur. Nach der positiven Beantwortung dieser Frage wird sich die 1582 gegründete und bis heute bestehende ›Accademia della Crusca‹ der Normierung und Pflege des Italienischen annehmen. Für das Deutsche folgen die barocken ›Sprachgesellschaften‹, angeführt von der 1617 in Weimar gegründeten ›Fruchtbringenden Gesellschaft‹, auch als ›Palmenorden‹ bekannt, und für das Französische die ›Académie Française‹, gegründet 1635 in Paris.

Von den Impulsen, die von der ›Platonischen Akademie‹ Ficinos ausgingen und sich in unterschiedlichen Formen über ganz Europa ausbreiteten, ist als eine der wichtigsten die ›Liebesphilosophie‹ hervorzuheben, die nicht die Erkenntnis, sondern die Liebe als Weg zur



menschlichen Vervollkommnung und mystischen Vereinigung mit dem göttlich-einen Ursprung lehrte. Sie rief die allegorische Interpretation der Liebeslyrik Petrarca's und anderer Autoren ins Leben, die in den ›Platonischen Akademien‹ gepflegt werden sollte (Ebbesmeyer), und trug längerfristig wesentlich zur Bildung des Begriffs der ›Schönen Literatur‹ und des Systems der ›Schönen Künste‹ bei (Kristeller 1976).

Darüber hinaus war Ficinos ›Platonische Akademie‹ dank ihrer Nähe zu Hermetismus und Neuplatonismus auch maßgeblich an der Ausbreitung der esoterischen Naturbetrachtung im 16. Jahrhundert beteiligt: an der Weiterentwicklung astrologischer, magischer und okkult-erklärungsmodelle und den Versuchen, durch magische Praktiken technische und experimentelle Eingriffe in die Natur vorzunehmen, die in Gestalt der Alchemie zu einer Vorform der modernen Chemie werden sollten.

Obwohl oder gerade weil diese spekulative Naturphilosophie im 16. Jahrhundert zunächst mit spontanem Beifall aufgenommen wurde, provozierte sie dennoch als Antwort das alternative Konzept einer auf der Erfahrung gegründeten ›neuen‹ Wissenschaft von der Natur, die sich auf das von Humanismus und Aristotelismus gleichermaßen vertretene Prinzip stützte, dass alles menschliche Wissen von der Erfahrung ihren Ausgang nimmt. In dem Maße, in dem dieses Konzept sich – vor allem in der Medizin, der Astronomie und der Mechanik – als erfolgreich erwies, verblasste der innovative Glanz der traditionellen Akademien. Deren nahezu ausschließlich auf sprachlich fixierte Informationen beruhenden Tätigkeiten schienen sich mehr und mehr als sterile und nutzlose Buchwissenschaften darzustellen, und so mussten sie der Lektüre des ›Buches der Natur‹, das Fortschritt und Nutzen versprach und das in der Sprache der Mathematik geschrieben war, das Feld überlassen.

Zwar hatten sich die meisten italienischen Akademien des ausgehenden 16. Jahrhunderts, ihrem enzyklopädischen Anspruch getreu, den naturwissenschaftlichen oder gar naturphilosophischen Themen nicht ausdrücklich verschlossen, aber nur sehr wenige von ihnen hatten sie auch in ihr Programm aufgenommen. Nicht in ihrer materiellen Gegebenheit war die Natur hier Gegenstand der Untersuchung gewesen, sondern als Objekt metaphysischer Spekulation; nicht als Instrument des Messens und der quantitativen Analyse, sondern zur symbolischen Begründung und Darstellung metaphysischer und kosmologischer Modelle hatte die Mathematik gedient.

Es war die ›Accademia delle Arti del Disegno‹ in Florenz, 1563 von dem Maler und Kunsttheoretiker Giorgio Vasari mit Unterstützung der Medici für die Ausbildung von Malern und Architekten gegründet, an der Galilei während seiner Pisaner Zeit die Grundkenntnisse einer technisch anwendbaren Mathematik erwerben konnte (Pevsner).

Erst 40 Jahre nach der Gründung der ersten Kunstakademie gründet 1603 in Rom ein 18-jähriger Graf, Federico Cesi, zusammen mit drei Freunden die ›Accademia dei Lincei‹ – die ›Akademie der Luchse‹ –, die als erste allein der Mathematik und der Naturbetrachtung gewidmet ist. Anfangs außer mit astronomischen Beobachtungen auch noch mit neuplatonischen Spekulationen beschäftigt – eines ihrer Mitglieder war Giambattista della Porta –, konzentrieren die ›Luchse‹ sich nach der Erfindung des Galilei'schen Fernrohrs (1609) allein auf Mathematik und Naturbeobachtungen – ›esperienza naturali‹ –, mit dem Ziel, »die Dinge, wie sie sind und sich verändern« und »wie wir sie selbst abwandeln und verändern können«, zu erkennen (Olmi). 1611 wird auch Galilei aktives Mitglied, sein »Saggiatore« und seine »Briefe über die Sonnenflecken« werden hier veröffentlicht (Ornstein; Zilsel).

Nach dem Tod Cesis (1630) und der Verurteilung Galileis (1633) löst sich die ›Accademia dei Lincei‹ auf. Ihre Tradition wird jedoch 24 Jahre später in Florenz wieder aufgenommen und entschlossen weitergeführt in der ›Accademia del Cimento‹ – der ›Akademie des Versuchens‹, die mit den ›Luchsen‹ durch Galilei verbunden ist. Denn er war es, der zusammen mit seinem Freund Torricelli die Gründer, die Medici-Brüder Großherzog Ferdinand II. und Leopold, unterrichtet und für die neue Wissenschaft gewonnen hatte. Er war es auch, der durch seine Schüler und Enkelschüler postum die trotz der geringen Dauer von zehn Jahren (1657–1667) überaus erfolg- und einflussreiche Arbeit der Akademie prägte. Sie war ausschließlich der experimentellen Forschung gewidmet, war als Teamarbeit organisiert und fand – vermutlich erstmals überhaupt – in Laboratorien statt. ›Probando e reprobando‹ – ›Probieren und wieder probieren‹ war das Motto: Die Ergebnisse waren nicht das Ende des Fragens, nicht endgültig, sondern immer wieder der Anfang neuer Forschung, neuer Experimente (Ornstein; Zilsel).

Als Dokumentation ihrer Leistungen und Aufforderung zu deren Weiterführung veröffentlichte im Augenblick der Schließung der ›Akademie des Versuchens‹ ei-



nes ihrer Mitglieder, der Conte Lorenzo Magalotti, eine Sammlung von Aufsätzen, deren lateinische Übersetzung von 1731 das Handbuch des Experimentierens werden sollte, während die Übersetzungen ins Englische (1684) und Französische (1755) auf die Nationen hinweisen, die mit ihren neu gegründeten Akademien – der ›Royal Society‹ von 1660 und der ›Académie des Sciences‹ von 1666 – bereits begonnen hatten, diese Tradition an Stelle der Italiener fortzuführen. Abgesehen von einigen kleinen und kurzlebigen Akademiegründungen, wie zum Beispiel der ›Societas Ereunetica‹ (die ›Aufspürende Gesellschaft‹ vom Griechischen ›ereunáō‹) des Joachim Jungius in Rostock (von 1622 bis 1624), musste Deutschland bis zur Jahrhundertwende warten, ehe es mit der Preussischen Akademie in Berlin eine vergleichbare Institution vorweisen konnte (Ornstein).

Mit ihrer Gründung, der finanziellen und sachlichen Ausstattung und ihrer Auszeichnung mit Privilegien durch die politische Führung waren die Akademien zu einem Schutzraum für die Wissenschaften gegen die reale Umwelt geworden. Dieser sollte dazu dienen, Veränderung und Innovation zu ermöglichen, unabhängig von wissenschaftlichen Autoritäten, getragen vom Bewusstsein des ständigen Erkenntnisfortschritts und verpflichtet der von Bacon erneuerten humanitären Orientierung, dass Wissen sich an der Wohlfahrt der Menschen zu bewähren habe (van den Daele). Ihr Schicksal war fortan ein integrierter Bestandteil der staatlichen Kultur- und Wissenschaftspolitik.

Im Rückblick sieht man, wie die ›neue‹ Akademie des 17. Jahrhunderts sich gegen die der Pflege einer veralteten Tradition verschriebene Akademie der ausgehenden Renaissance durchsetzen musste, die ihrerseits selbst einmal in der beginnenden Renaissance des 15. Jahrhunderts mit dem gleichen Anspruch auf Emanzipation, Innovation und Nützlichkeit gegen die ›veraltete‹ Tradition der mittelalterlichen Scholastik aufgetreten war; man sieht, wie die Akademie, auf die sich jene Humanisten berufen hatten, ebenso im Schutzraum des ciceronischen Landgutes fern von Rom zum Träger einer grundlegenden kulturellen Innovation geworden war; und man sieht, wie schließlich auch Ciceros Akademie sich an der Athener ›Neuen Akademie‹ orientierte, die sich skeptisch von der Dogmatik der ›Alten Akademie‹ abgewandt hatte. Wenn man diese Abfolge von Akademien bedenkt, dann ist man versucht zu sagen, dass dem proteischen Wandel der Akademie in der Geschichte sowie ihren verschiedenen For-

men und Zielsetzungen die ›Neu-gier‹ zugrunde liegt – jene skeptische Haltung, die sich mit dem jeweils Gegebenen und dem jeweils als erkannt Behaupteten nicht zufriedengibt, sondern mithilfe des Zweifels nach neuen Meeren jenseits der Säulen des Herkules aufzubrechen sucht.

Literatur

- L. Boehm und E. Raimondi (Hg.): *Università, Accademie e Società scientifiche in Italia e in Germania dal Cinquecento al Settecento*. Bologna 1981
- Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, Band 1, 1996, S. 382–386; Band 13, S. 40–56
- S. Ebbersmeyer: *Sinnlichkeit und Vernunft. Studien zur Rezeption und Transformation der Liebestheorie Platons in der Renaissance*. München 2002
- A. Field: The Platonic Academy of Florence, in: M. J. B. Allen und V. Rees (Hg.): *Marsilio Ficino: His Theology, His Philosophy, His Legacy*. Leiden 2001, S. 359–376
- J. Hankins: The Myth of the Platonic Academy of Florence, in: *Renaissance Quarterly* 44 (1991), S. 429–475 [mit allgemeiner Erörterung des Begriffs ›Akademie‹ im 15. Jahrhundert]
- E. Keßler: *Die Philosophie der Renaissance. Das 15. Jahrhundert*. München 2008
- P. O. Kristeller: Lay religious traditions and Florentine Platonism, in: ders.: *Studies in Renaissance Thought and Letters*. Rom 1969, S. 99–122
- P. O. Kristeller: Das moderne System der Künste, in: ders.: *Humanismus und Renaissance II: Philosophie, Bildung, Kunst*, hg. v. E. Keßler. München 1976, S. 164–206
- G. Olmi: ›In esercizio universale di contemplatione e prattica‹: Federico Cesi e i Lincei, in: Boehm und Raimondi, *Università*, a.a.O., S. 169–235
- M. Ornstein: *The Role of Scientific Societies in the Seventeenth Century*. Hamden/London 1963
- N. Pevsner: *Geschichte der Kunstakademien*. München 1986
- M. Rinaldi: Le accademie del Cinquecento, in: G. Belloni und R. Drusi (Hg.): *Umanesimo ed educazione*. Treviso 2007, S. 337–359
- Ch. B. Schmitt: *Cicero Scepticus: A Study of the Influence of the ›Academica‹ in the Renaissance*. Den Haag 1972
- W. van den Daele: Die soziale Konstruktion der Wissenschaft, in: ders., G. Böhme und W. Krohn (Hg.): *Experimentelle Philosophie*. Frankfurt am Main 1977, S. 149–182
- C. Vasoli: Le Accademie fra Cinquecento e Seicento e il loro ruolo nella storia della tradizione enciclopedica, in: Boehm und Raimondi, *Università*, a.a.O., S. 81–115
- E. Zilsel: *The Social Origins of Modern Science*, hg. v. D. Raven, W. Krohn und R. S. Cohen. Dordrecht/Boston/London 2000

Markus Schnöpf

Das Gedächtnis der Akademie

Mit der General-Instruction für die Societät der Wissenschaften vom 11. Juli 1700 wurde die Vorgängerakademie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften gegründet. Darin wurden die verschiedenen Einrichtungen genannt, die man für die Akademie als notwendig ansah: »Observatio, Laboratorio, Bibliotec, Instrumenten, Musaeo und Rariteten-Kammer oder Theatro der Natur und Kunst, auch andern ober- und unterirdischen Behaltnüßen, Plätzen und Gelegenheiten, auch dazu dienlichen Apparaten naturalium et artificialium und allem dem, so zu Untersuchung derer drey Reiche, der Natur- und Kunstwercke, auch sonst zu neuen und größeren Wachstum nützlicher Studien als dem Objecto Societatis dienlich [sei].«¹ Neben die hier erwähnte Bibliothek trat kurz danach auch das Archiv der Akademie als eine zweite institutionelle Säule der Gedächtnisarchitektur.

Während das Archiv die Historie der Akademie anhand von Manuskripten dokumentiert und sich zu den größten Akademie-Archiven weltweit zählen darf, nahm und nimmt die Bibliothek andere Aufgaben wahr: Sie sammelt und bewahrt nicht nur wissenschaftliche Fachliteratur, sondern versorgt auch die aktuelle Forschung an der Akademie mit Literatur und wirkt so ergänzend zur Königlichen Bibliothek, der heutigen Staatsbibliothek zu Berlin.

Die Geschichte der Bibliothek in den vergangenen 309 Jahren gleicht einer Achterbahnfahrt zwischen Zuwachs und Abbau des Bestandes. Im Jahre 1724 erhielt die Bibliothek das Pflichtexemplarrecht für das Königreich Preußen, und zwischen 1798 und 1810 war sogar die Königliche Bibliothek der Akademie unterstellt. Damit einher ging jedoch die Abgabe der gesamten Bestände der Akademie an die Königliche Bibliothek. Mit der Gründung der Berliner Universität 1810 wurden verschiedene Institute wie Sternwarte und anatomisches Museum aus der Akademie herausgelöst. Zudem trennte sich die Kö-

nigliche Bibliothek von der Akademie, die nun nur noch ihr Archiv und ihre kleine Handbibliothek besaß. Im weiteren Verlauf des Jahrhunderts war die Bibliothek dem Archiv zugeordnet.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Kritik an der Bibliothek immer lauter, da sie sich praktisch als benutzeruntauglich erwies. Harnack, der die Zweihundertjahrfeiern der Akademie vorbereitete, kam zu dem ernüchternden Urteil: »Auch nur die Vorarbeiten für den Plan einer Geschichte der Akademie zu machen wird kaum möglich sein, solange sich die Bibliothek in solch desolatem Zustand befindet.«² Erst Otto Köhnke als Archivar und Bibliothekar der Akademie suchte die gravierendsten Mängel zu beheben und die Handlungsfähigkeit der Bibliothek wiederherzustellen: Die Zettelkataloge wurden gepflegt und lose Sammlungen den Buchbindern übergeben, und man forschte ausgeliehenen Büchern nach. Von Harnack stammte seinerzeit auch die Idee, dass die Bibliothek Schriften der Akademiemitglieder sammeln solle.

Das 20. Jahrhundert

Mit dem Neubau der Staatsbibliothek Unter den Linden fand die Bibliothek im Akademieflügel einen Platz für die wieder auf über 20 000 Bände gewachsenen Bibliotheksbestände. Die Zwischenkriegsjahre waren geprägt von Inflation, Ausleihverstößen und verstellten Büchern. Ab 1944 begann die Auslagerung wichtiger Bestände der Akademie. Als 1946 die Akademie als Deutsche Akademie der Wissenschaften (DAW) wiedereröffnet wurde, gewann sie eine zentrale Rolle im Wissenschaftssystem der DDR. Man ordnete ihr auch jene Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu, die sich im sowjetischen Sektor befanden. Die Bibliothek als Informationsversorgerin der Wissenschaftler erhielt damit auch ein größeres Gewicht. Es existierten Institutsbibliotheken, Spezialbibliotheken, Handbibliotheken der Kommissionen und



die Hauptbibliothek als Bibliotheksnetz – alle vereint unter dem Dach der Akademie. Der Gesamtbestand wuchs auf eine Million Bände, betreut von etwa 200 Mitarbeitern. 1970 erfolgte die Gründung des Wissenschaftlichen Informationszentrums (WIZ) an der Akademie mit Sitz am Schiffbauerdamm 19; die Hauptbibliothek der DAW behielt ihren Standort Unter den Linden und somit einen Rest Eigenständigkeit.

1989 waren im Bibliotheksnetz der Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW; 1972 erfolgte die Namensänderung) 2 200 000 Bände verzeichnet. Neben der Gelehrtenengesellschaft mit 400 Mitgliedern hatte die AdW als zentrale Forschungsinstitution der DDR 24 000 Mitarbeiter. Die Nachwendezeit brachte die Auflösung dieses zentralistischen Forschungssystems mit den Festlegungen, die im Einigungsvertrag formuliert worden waren. Demnach wurden die Forschungsinstitute und sonstigen Einrichtungen bis spätestens Ende 1992 als Ländereinrichtungen weitergeführt. Die Zukunft der Gelehrtensozietät sollte landesrechtlich getroffen werden. Das WIZ löste man als eine der ersten sonstigen Einrichtungen auf. Unklar blieb, was mit der vom WIZ abgetrennten Hauptbibliothek geschehen sollte. Sie war tatsächlich in ihrer eigenständigen Existenz gefährdet. Sollte sie mit dem Akademie-Archiv der wieder zu vereinigenden Staatsbibliothek zugeordnet werden oder als Teil einer noch zu gründenden Akademie der Wissenschaften ihren Platz finden? Zum 1. Januar 1992 wurde die Akademiebibliothek in die künftige Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften einbezogen. Verschiedene andere Bibliotheken, wie jene der Griechisch-Römischen Altertumskunde und der Altorientalistik (1992), wurden ihr zugeordnet, aber auch die Bibliothek des Instituts für Geschichte (1993), die jedoch mit über 300 000 zusätzlichen Bänden in organisatorische Schwierigkeiten geriet, da die Personalstärke gleich blieb. Als Arbeitsschwerpunkt der Bibliothek wurden wieder Sammlung, Erschließung, Bewahrung und Bereitstellung von Akademieschriften und Schriften von und über Akademiemitglieder genannt. Daneben sollte sie die interdisziplinären Arbeitsgruppen und die Langzeitvorhaben in der Literaturbeschaffung unterstützen. Ende 1993 wurde der auch heute noch gültige Gesamtbestand von 850 000 Bänden erreicht, davon 150 000 Bände Akademieschriften.

Im 20. Jahr nach dem Mauerfall ist das Gebäude Unter den Linden für Sanierungsarbeiten geräumt, die Bestände

sind ausgelagert, und wiederholt haben Kommissionen getagt, um die zukünftige Ausrichtung der Akademiebibliothek zu bestimmen. Der Sammlungsschwerpunkt Akademieschriften und Schriften zu den ehemaligen Akademiemitgliedern ist nun auf den Zeitraum bis 1830 begrenzt. Zum jetzigen Zeitpunkt gibt es knapp 3000 Mitglieder der Vorgängerakademien. Das Archiv besitzt die schriftlichen Nachlässe von etwa 200 Mitgliedern.

Doch was geht verloren?

Ein familiäres Beispiel: Johannes Bolte, dessen Abbild sich auch in der Sammlung von Porträts berühmter Akademiemitglieder befindet, starb 1937.³ In meiner Familie gilt er als Märchenforscher und Literaturwissenschaftler. In der Akademie erlangte er nach seiner Wahl zum ordentlichen Mitglied 1922 schnell den Beinamen »Doktor Allwissend«. Seine wissenschaftliche Karriere umfasst etwa 1200 Veröffentlichungen. Die Akademiebibliothek ist neben der Deutschen Nationalbibliothek die Bibliothek, welche die meisten seiner Werke bisher gesammelt hat. Dennoch kann er durch die bereits erwähnte Beschränkung der Akademiebibliothek, nur Werke vor 1830 zu sammeln, zu einer verlorenen Generation von Akademiemitgliedern gezählt werden. Zu dieser Generation der zu spät Geborenen gesellen sich möglicherweise die heutigen Akademiemitglieder und jene der DDR-Akademie. Auch die Publikationen der Mitglieder, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Bild der Berliner Akademie geprägt haben, kann man dann nur noch – wenn überhaupt – in vielen verschiedenen Bibliotheken finden. Es bleibt zu hoffen, dass die Anschaffungspolitik der Bibliothek das angestrebte Ziel – die Veröffentlichungen der Akademiemitglieder zu sammeln – großzügig interpretiert. Damit würde nicht nur eine 300-jährige Sammlungstätigkeit fortgeführt, sondern auch unabhängig vom jeweiligen Zeitgeist etwas bewahrt, dessen möglichen Verlust man erst zu spät bemerken könnte: das Gedächtnis der Akademie.

1 A. v. Harnack: Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Band 2: *Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften*. Berlin 1900, S. 104

2 Abgedruckt in: J. Rex: *Die Berliner Akademiebibliothek*. Wiesbaden 2002, S. 82

3 *Bildnisse berühmter Mitglieder der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, hg. aus Anlaß der 250. Jahresfeier von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1950, Tafel 106

Wolfgang
Neugebauer

Spezialforschung und Weltgeschichte

Berliner Akademiehistoriker im 19. und 20. Jahrhundert

Geschichtswissenschaftler als Hohenzollerngarde?

Das Stereotyp ist prominent: »Die Berliner Universität, dem Palaste des Königs gegenüber einquartiert, ist durch die Stiftungsurkunde das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern.«¹ Der Autor dieses geflügelten Wortes war der Berliner Professor und Physiologe Emil du Bois-Reymond, und mit ihm verabschiedete er als Rektor die ausziehenden Soldaten in den Deutsch-Französischen Krieg im Sommer 1870. Gerade die Berliner Geschichtswissenschaftler an Universität und Akademie scheinen im 19. und (frühen) 20. Jahrhundert diesem Stereotyp zu entsprechen. Man denke an Johann Gustav Droysen, der die ganze preußische Geschichte, wenn nicht von Adam und Eva, so doch seit dem Mittelalter siegesdeutsch anstreichen wollte, oder auch an den nationalliberal-dröhnenden Heinrich von Treitschke, Sohn eines sächsischen Generals und Herold der kleindeutschen Einheit. Dessen *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert* beruhte freilich auf intensiven, noch heute in Einzelheiten durchaus interessanten Quellenforschungen, und anders als es aus heutiger Sicht erscheinen mag, waren die historiografisch monumentalisierten Hohenzollern mit diesen Forschungsprodukten bisweilen gar nicht glücklich. In den Akten des königlichen Kabinetts ruhen Auflistungen damals »anstößigster Stellen«² in Treitschkes Werk, zum Beispiel über das Verhalten der Hohenzollern im 19. Jahrhundert. Wir müssen also heute tiefer blicken.

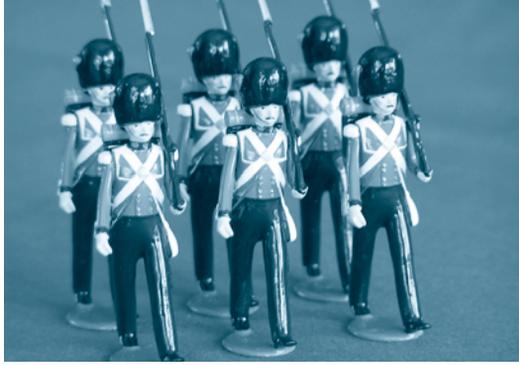
Ein Leopold (von) Ranke (1795–1886) wurde 1841 zum »Historiographen des Preußischen Staates« ernannt und reagierte darauf so, dass er sich erst einmal in einem eigenhändigen Brief an den König die Meinungsfreiheit vorbehielt.³ Ranke befasste sich mit europäischer Geschichte, zuerst derjenigen der romanischen Völker, später auch mit England. Seine preußische Geschichte erschien – erst – 1847/48, und zuletzt betrieb er »Weltgeschichte«. Ranke und Droysen haben die Archivforschung und die Wissenschaftssystematik der »Historik«

grundgelegt. Aber die Tätigkeit der preußisch-berlinischen Historiker erschöpfte sich mitnichten in geschichtswissenschaftlichen Gardistendiensten.

Quellenforschung und weiter Blick

Bis heute überlagern zum Teil selbst gemachte Stereotypen die Wissenschaftsgeschichte der Geschichtswissenschaft. Vielleicht gilt das in besonderem Maße für die Historie des Wissenschaftsstandorts Berlin, der in (Mitteleuropa) schon im 19. Jahrhundert mit München und Wien konkurrierte. Gerade unter den Linden Berlins entstand aber schon früh eine geschichtswissenschaftliche Tradition, die nicht nur europaweite Perspektiven forderte und förderte, sondern die auch über die eigenen Fachgrenzen hinaus die Anregungen der systematisch-orientierten Nachbarwissenschaften beobachtete und rezipierte. Freilich: Dass dieses Faktum bisher kaum bekannt geworden ist, jedenfalls in seinen wissenschaftsgeschichtlichen Dimensionen verborgen blieb, lag auch an Schicksalen der Überlieferung. Wichtige Werke bleiben bisweilen ungedruckt, und Ansätze wirkten auf Wegen weiter, die sich erst jetzt der Rekonstruktion erschließen. Und wichtige Quellen liegen nicht in Archiven und öffentlichen Sammlungen, sondern befinden sich in privater Hand. Es bedarf glücklicher Umstände und des Finderglücks, damit mehr, vielleicht auch neues Licht auf die Wissenschaftsgeschichte der Berliner Geschichtswissenschaft zwischen Akademie und Universität geworfen wird.

Ein Beispiel: Karl Wilhelm Nitzsch (1818–1880), wie Treitschke und Ranke kein geborener Preuße, wirkte seit 1872 erst als Professor an der Berliner Universität, dann wurde er auch in die Akademie der Wissenschaften berufen. Sein Name ist heute verklungen, allenfalls Spezialisten der Wissenschaftsgeschichte wissen um ihn. Er kam von der alten, der römischen Geschichte her, und mit der Stauferzeit hat er sich, nicht immer glücklich, befasst. Als



er mit 62 Jahren plötzlich starb, war Größeres gerade im Entstehen. Einiges von ihm konnte postum aus dem inzwischen untergegangenen Nachlass publiziert werden, nicht aber sein eigentliches Hauptwerk: Eine (mehrmals vorgetragene) »Allgemeine Verfassungsgeschichte« ist nur als Mitschriftenmanuskript überliefert.

Schon in jüngeren Jahren, als er in den 1840ern an der (noch nicht preußischen) Universität Kiel lehrte und sich mit römischer Agrargeschichte befasste, hatte er Kontakt zur Nationalökonomie und zur Statistik gesucht.⁴ Neben der epochenüberspannenden Weite seines Blicks galt die unpräzise Interdisziplinarität als Signum dieses Gelehrten. Gesellschaft und materielle Interessen, Fragen des Alltagslebens und der Unterschichten sowie der Kaufleute in der mittelalterlichen Stadt haben ihn schon intensiv beschäftigt. Die Wirkung von Verkehrsstrukturen auf die allgemeine Geschichte nimmt einiges von dem vorweg, was seit einiger Zeit als Historie der »Kommunikation« die Wissenschaften beschäftigt. Diese Forschungserfahrungen sind heute methodisch interessant, aber nicht mehr in den Thesen, die Nietzsche im Einzelnen vertrat.

Dies alles ist schwer erkennbar gewesen, solange sein Hauptwerk, die »Allgemeine Verfassungsgeschichte«, nicht eigentlich zu fassen war. Die Mitschrift eines seiner prominentesten Schüler hilft jetzt weiter. Schon für Nietzsche wurde das Verhältnis von Individuum und Kollektivkräften in der Geschichte zu einem zentralen Problem; das Thema sollte um 1900 die geschichtswissenschaftlichen Grundsatzdebatten heftig beschäftigen. Die Kategorie der Nationalität spielte für Nietzsche auch nach 1871 nur eine untergeordnete Rolle. Für ihn besaßen weitere – er sagt ausdrücklich: »transatlantische« – Dimensionen in der Geschichte eine zunehmende Bedeutung, und er stellte die Frage nach den sozialen Trägern des historischen Prozesses. Seine Antwort war eine nichtdialektische: Für Nietzsche waren es zunächst europäische Aristokratien, wir würden also sagen: »Eliten«, die den historischen Prozess trugen und bestimmten. Dieser Begriff umspannte Adel und die »Interessen des Bürgertums« gleichermaßen. Soziale Gruppen und ihre Interessen wurden – eigentlich recht modern – zu einer Zeit zum Thema, in der allenfalls Vorformen sozialgeschichtlicher Fragestellungen von historisch arbeitenden Nationalökonomien wie dem geborenen Schwaben Gustav Schmoller zum Programm erhoben wurden. Sodann wurde für den Berliner Geschichtspräsidenten der Zu-

sammenhang von Militär und bürgerlicher Verfassung – ganz im Allgemeinen – zum Grundproblem. Die Perspektiven begannen die Grenzen der Eurozentrismus schon zu sprengen. Von Russland und Amerika ist wiederholt die Rede, und Nietzsche erkannte in diesem Lichte bereits die Stellung der deutschen Geschichte als die einer verspäteten Nation, fast wie ein ganz frühes Aufflackern späterer Sonderwegsdiskurse.

Es war ein exemplarisches, noch nicht ein typologisches Verfahren, mit dem Nietzsche den Bogen der »Verfassungsgeschichte«, der Geschichte von Verfassungsordnungen und Herrschaftsformen seit den alten Kulturen bis an die Schwelle zur Gegenwart spannte; die Rückwirkungen der Globalisierung des 16. Jahrhunderts auf Europa wurden dabei ebenso zum Thema wie die zentrale Rolle der Republiken in der Geschichte überhaupt. Von diesen war auffällig viel die Rede in seinen Berliner Vorlesungen der 1870er Jahre. Dabei war Nietzsche in politischer Hinsicht nahe bei Treitschke – ganz Kind seiner Zeit. Nicht Preußen, wohl aber England mit seiner von Nietzsche bewunderten flexiblen Aristokratie und den »wunderbar[en] Schöpfungen der Industrie« hat er als prominentes Exempel breit behandelt.

Regelhaftigkeiten im historischen Prozess wurden gesucht, bei Nietzsche noch ohne elaborierte Komparatistik. »Auf dem Gegensatz zwischen Monarchie und Republik beruht die politische Entwicklung der Menschheit«, nicht etwa auf dem Pfad »absoluter« »Feudalmonarchien« allein. Und so hat er die Berliner Studenten abschließend über »die Verfassung der vereinigten Staaten und die neuere Verfassung überhaupt« belehrt, wieder unter besonderer Berücksichtigung des Problems staatstragender Aristokratien und des »Vordringen[s] des Bürgerstandes«.⁵

Aber gedruckt wurde dieser Entwurf einer Weltgeschichte von Verfassungsordnungen eben nicht, und so müsste nach personalen Wirkungen gefragt werden, die diesen frühen Ansatz politischer Strukturgeschichte in seiner Stellung innerhalb der Wissenschaftshistorie bestimmen. Immerhin wissen wir schon, dass Nietzsche mit Gustav Schmoller gut bekannt war und auch mit Kapazitäten aus dessen Schülergeneration, mit Nationalökonomien und mit Geschichtswissenschaftlern wie dem späteren Berliner Universalhistoriker Kurt Breysig. Das aber steht fest: Spezialforschung und Weltgeschichte hatten in Preußisch-Berlin schon eine gewisse Tradition, als Gustav Schmoller, seit 1882 an der Universität und seit 1886/87 als Akademienmitglied, Archivforschungen in



großbetrieblichen Formen mit fast schon universalgeschichtlichen Fragestellungen verband. Der geborene Nichtpreuße Schmoller, Staatswissenschaftler und Nationalökonom, begründete an der Akademie das Großprojekt der ›Acta Borussica‹, mit dem historisches Material zur preußischen »Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert« erschlossen, ediert und kommentiert werden sollte, und zwar als empirisches Fundament späterer systematischer Theoriebildung im Allgemeinen.⁶

Alte und neue Welten: Otto Hintze

Schmoller und der große Mann der preußisch-deutschen Wissenschaftspolitik zur Zeit des Kaiserreichs, Friedrich Althoff, ermöglichten den wissenschaftlichen Aufstieg des aus kleinen Beamtenverhältnissen stammenden Otto Hintze (1861–1940), der im Juni 1914 in die Akademie aufgenommen wurde. Er hat die Verbindung von quellenbasierter Spezialforschung und in der Tat weltgeschichtlichen Fragestellungen zur Perfektion gebracht. Seit März 1888 war er zunächst Mitarbeiter des Projektes der ›Acta Borussica‹. Dass Hintze zunächst drei Bände zur preußischen Seidenindustrie vorlegte, hat ihm den – nicht immer wohlwollend gemeinten – Ruf des Spezialisten eingetragen; dann wählte er als Editions- und Forschungsfeld die preußische Verfassungsgeschichte seit 1740. Aber von Anfang an gingen seine Interessen weiter, zielten auf eine allgemeine Verfassungsgeschichte der neueren Staaten und auf ein Werk, das er »Politik« nannte, das aber nichts anderes war als eine weltgeschichtlich angelegte historische Systematik politischer Strukturen mit deutlicher Öffnung hin zu gesellschaftsgeschichtlichen Forschungsfeldern von der Antike bis zur unmittelbaren Gegenwart. Aus seinen Vorlesungen sollten die zwei Hauptwerke hervorgehen, und beide blieben ungedruckt. Spät mit einer Studentin aus jüdischem Hause verheiratet, war er seit 1933 politisch *persona non grata*. Als Einziger protestierte er 1933 in der Akademie gegen die Behandlung Albert Einsteins. 1938 musste er die Akademie verlassen.⁷ Beide Hauptwerke sind im Autograf Hintzes (bis auf Fragmente) untergegangen, aber einige Vorlesungsmitschriften überlebten doch.

Nach diesen und anderen Quellen lässt sich nun sagen, dass Hintze nicht erst in seinen späteren Jahren sozialwissenschaftliche Fragestellungen und Themen aufgegriffen hat. Parallel zu seinen ersten preußischen Arbeiten befasste er sich mit Problemen der Hausindustrie und denjenigen industrieller Interessenorganisation in seiner

Zeit. An die Stelle einer spätaristotelischen Staatsformenlehre setzte er zunächst ein Programm einer vergleichenden (europäischen) Verfassungsgeschichte auf der Basis einer reflektierten, später in der Diskussion mit der verstehenden Soziologie Max Webers ausgearbeiteten Komparatistik. Schon um 1890 fragte er nach »typischen« Strukturen (frühneuzeitlicher) Staatsbildungen, wie überhaupt die Kontinuitäten in seinem Werk überraschen. Aber es sind Kontinuitäten und Wandlungen zugleich. Archivische Empirie und sozialwissenschaftliche Weite – das waren die beiden Backen einer Zange, mit welcher der überzeugte Preuße Otto Hintze, inspiriert auch und gerade von englischen Soziologen und Politikwissenschaftlern, weltgeschichtliche Prozesse ergriff. Die Forschung hat wohl unterschätzt, dass Hintzes Lehrauftrag an der Universität seit 1900 neben der Wirtschafts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte auch die »spezielle Staatenkunde unter Berücksichtigung der Seeinteressen«⁸ umfasste. Das hat ihn sehr bald dazu gebracht, sich mit neuen Qualitäten einer politischen Welt im Zeitalter der globalen Technik zu befassen. Industrialisierung und – in heutigem Terminus – Kommunikation sind von ihm bald nach 1900 in Dimensionen erkannt worden, die Denkformen tradierter Staatlichkeit transzendierten. Der Otto Hintze, der eben an den preußischen Staatsakten des Absolutismus Fundamentales erforschte, erkannte durchaus politischen Reformbedarf im Preußen-Deutschland seiner Zeit. Mehr noch: Er dozierte von der Lehrkanzel an der Friedrich-Wilhelms-Universität 1911 über den Trend zur »Demokratisierung der Staatsverfassung und -verwaltung« in »unserer Zeit«. Die zunehmende Verdichtung des »Verkehrs« und der stetig wachsende »Einfluß« der »Massen« bewirkten eine säkulare »Strukturveränderung«. Sie gehörten kausal zusammen,⁹ und das in einer Welt, die durch koloniale Weiten, technisierte Schifffahrt und »Überseekabel« in ein neues Zeitalter eintrat: Nicht mehr die Herrschaft über den Boden, sondern die Kontrolle des Meeres würde entscheidend sein.

Was aber bedeutete dies alles für die *Geschichte von Staatlichkeit per se*, deren Genese ihn in den Jahrhunderten der Frühen Neuzeit am preußischen Archivmaterial jahrzehntelang beschäftigte und die er, nun zum Beispiel in einer Vorlesung zur amerikanischen Verfassungsgeschichte (1906/07) über Europa weit hinausgreifend, systematisch analysierte? Schon vor 1914 verblasste in seiner Konzeption von Staatlichkeit der Faktor »Souveränität«.



Und bereits damals taucht im Denken Hintzes eine Wendung auf, die den Bogen schlägt von universalhistorischer Weltsicht über die Jahrtausende seit den alten Völkern über die Quellenempirie der Acta-Borussica-Zeit hin zu kommenden Dingen: Er sah – spätestens um 1910 – schon das Ende der Epoche klassischer Staatlichkeit in einem künftigen Zeitalter der »Föderationen und Schiedsgerichte«. »Der heutige Staat« – so diktierte es Hintze seinen Berliner Studenten in die Hefte – »wäre dann allerdings überflüssig u. unhaltbar, alles flösse in einem Universalstaat breiartig zusammen, wenn der Druck v. außen schwände«. Man merkt: Es war keine jubelnde Prognose, es waren keine emphatischen Sichten. Umso mehr schwand bei Hintze früh die Relevanz des Nationalen. Später sah er die Dominanz der Gesellschaft deutlicher, sprach von der »Sozialisierung des Staates«¹⁰, den er früh mit dem »Betrieb« verglich. Wohl war ihm nicht, auch ahnte er Diktaturen, lange bevor er (1930) den »fascistischen Terror« und »bolschewistische« Gewalt in der Praxis wüten sah. Die Erfahrung der 1918 niedergeworfenen Staaten schuf nicht neue Sichten, sie schärfte den Blick Hintzes, und er sah schon vor 1914 die »Staatenverbindungen« als »besondere[n] Fall der Staatenbildung«¹¹, die ihn ja lebenslang in verschiedenen Jahrhunderten beschäftigte. Neue Imperialismen und Föderationen würden kommen und an die Stelle derjenigen klassischen Staatlichkeit treten, für die ihm Preußen Paradigma war. Von einem »föderierten Zentraleuropas«¹², ja von den »Vereinigten Staaten von Europa« war bei Hintze schon vor,¹³ vermehrt nach dem Ersten Weltkrieg die Rede – eine neue Ordnung auf der Basis »wirtschaftlicher Solidarität Europas«¹⁴. Die wirtschaftliche Einigung des Kontinents als Teil einer neuen föderal strukturierten und dominierten Weltordnung samt diktatorischer Gefahren wurde bei dem Historiker der Staatenbildung zum großen Wissenschaftsthema.

Es lohnt sich, dem in historiografisch-wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive weiter nachzugehen: dem Problem von preußischen Forschungen und universalgeschichtlichen Weiten. Spezialforschung und Weltgeschichte schließen sich nicht aus, sie haben sich in den großen Jahrzehnten von Akademie und Universität verzahnt. Sie haben sich stets zu befruchten.

- 1 *Reden von E. du Bois-Reymond*. Leipzig 1912², S. 418
- 2 Geheimes Staatsarchiv PK, I. HA, Rep 89, Nr. 19814 (1894/95)
- 3 Druck bei W. Neugebauer: Die Preußischen Staatshistoriographen, in: ders. (Hg.): *Das Thema Preußen*. Berlin 2006, S. 59f. (26. August 1841)
- 4 Dazu G. Waitz und K. W. Nitzsch, in: *Berliner Jahrbuch für Altertumskunde* 3 (1880), S. 24; folgendes: A. Heuss: *Römische Geschichte*. Braunschweig 1971³, S. 517
- 5 Dazu nach ungedruckten Quellen in Kürze: W. Neugebauer und K. W. Nitzsch, erscheint 2010 in: *Berlinische Lebensbilder, Geisteswissenschaftler*, Band 2; mit weiterer Literatur zum Thema
- 6 Zum Ganzen W. Neugebauer, in: J. Kocka (Hg.): *Die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften [...] im Kaiserreich*. Berlin 1999, S. 235–275
- 7 J. Braun-Vogelstein: *Was niemals stirbt*. Stuttgart 1966, S. 353; 1938: Fragebogen im Archiv der Akademie der Wissenschaften, Hist. Abt. II-III, 46
- 8 Verf. arbeitet derzeit an einer Monografie über Otto Hintze, wesentlich auf der Basis handschriftlichen Materials; zum Lehrauftrag vgl. schon W. Neugebauer: Die wissenschaftlichen Anfänge Otto Hintzes, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte* (ZRG), germanistische Abt. 115 (1998), S. 549
- 9 Vorlesungsmitschrift der Politik-Vorlesung Hintzes, SS 1911, in Privatbesitz
- 10 Rezension Hintzes, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 94 (1933), S. 11, »fascistischer Terror«: ebd. 88 (1930), S. 615
- 11 Vorlesungsmitschrift der Politik-Vorlesung Hintzes, SS 1911, in Privatbesitz
- 12 Rezension Hintzes, in: *Sokrates* 2 (1914), S. 632
- 13 Vorlesungsmitschrift der Politik-Vorlesung Hintzes, SS 1911, in Privatbesitz
- 14 Rezension Hintzes, in: *Schmollers Jahrbuch* 49 II (1925), S. 979



Wie man...
was ist

ALSO SPRACH
ZARATHUSTRA
EIN BUCH FÜR ALLE UIND KLEINEN
FRIEDRICH
NIETZSCHE





Peter Weingart

Die unwahrscheinliche Wiederbelebung der Akademien

Den meisten Bürgern wird es gar nicht aufgefallen sein, aber für Beobachter des Wissenschaftssystems ist es unübersehbar: allenthalben gibt es eine Renaissance der Akademien – nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Akademien werden neu gegründet, so schon 1990 die Europäische Akademie (Academia Scientiarum et Artium Europaea), der 1994 der Zusammenschluss von 53 Nationalen Akademien in 40 europäischen Ländern (All European Academies – ALLEA) folgte. 2004 kam die Hamburgische Akademie der Wissenschaften hinzu, was angesichts der traditionellen Wissenschaftsskepsis der hanseatischen Kaufleute an sich schon eine kleine Sensation ist. 2008 schließlich fand die Gründung der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften (acatech) als erster nationaler Akademie in Deutschland statt.

Und alte Akademien wurden neu gegründet. Das gilt für eine ganze Reihe von Akademien in den östlichen Nachbarländern wie u.a. Ungarn, Estland, Slowenien und Polen.¹ Dies war nach dem Zerfall des Sowjetimperiums Ausdruck der Abkehr vom russischen Akademiemodell, in dem die Akademien die Rolle von Großforschungsinstituten haben bzw. hatten. Verwunderlich ist die Rückkehr zum alteuropäischen Akademiemodell in diesen Ländern dennoch. Man hätte es ja bei der Rückübertragung der Forschungsfunktion an die Universitäten und der großzügigeren Förderung ihrer Modernisierung belassen können.

Nicht genug damit, dass es zu Neu- und Wiedergründung von Akademien gekommen ist. Hier wie dort ist ihnen eine Funktion zugewiesen worden, die sie bislang – von wenigen prominenten Ausnahmen wie der amerikanischen National Academy of Sciences² abgesehen – gar nicht hatten: Sie sollen die Politik beraten. Selbst die alt ehrwürdige englische Royal Society hat sich inzwischen der Politikberatung verschrieben. Dabei wird der Markt für wissenschaftliche Politikberatung gerade von einer Flut von ›Billigberatungsprodukten‹ überschwemmt.

Außerdem profilieren sich immer mehr Think Tanks, PR- und Unternehmensberatungsagenturen für die Politikberatung, mit denen die Akademien konkurrieren müssen.

Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die Akademien von den Universitäten als Kerninstitution der modernen Wissenschaft abgelöst. Die Universitäten standen für die Entstehung der Disziplinen und die entsprechende Organisation der Lehre sowie für die betriebsmäßige Organisation der Forschung in modernen Laboren (zumindest in den Naturwissenschaften). Seitdem waren die Akademien weitgehend zu Gelehrtenvereinigungen, das heißt nach innen gewandten wissenschaftlichen Honoratiorenvereinen marginalisiert. Auch als Nationale Akademien wirkten sie in erster Linie als Repräsentationsorgane der Wissenschaft in der internationalen Wissenschaftsdiplomatie. Das wirklich wichtige Kommunikationsgeschäft der Fachwissenschaftler untereinander wird – wenn nicht ohnehin durch die Forscher selbst – durch die disziplinären Fachgesellschaften und ihre Kongresse sowie durch die jeweiligen Förderinstitutionen besorgt.

Wenn die Akademien weder eine maßgebliche Funktion in der Forschung noch in der Lehre haben, wieso kommt es auf einmal zu der Wiederbelebung dieser in den modernen ›nationalen Innovationssystemen‹ eher anachronistischen Institution, deren scheinbare Funktionslosigkeit gerade sie so unwahrscheinlich macht?

Meine Antwort auf diese offenbar auch anderen Beobachtern³ sich stellende Frage ist: Akademien sind *Verknappungsmechanismen* in einem besonderen Sinn. Sie sind die institutionelle Reaktion auf ein Grundparadox der Wissen(schaft)spolitik, für das sich auch ein Analogon in der Wissenschaftsförderung finden lässt. Das Paradox besteht in der unabschließbaren Überbietungsdynamik von Förderung der Wissenschaft und ihres damit bedingten Wachstums in der Breite einerseits und der



Differenzierung und Fokussierung auf Exzellenz andererseits. Wie ist das zu verstehen?

Zunächst ist die Wiederbelebung der Akademien, wie gezeigt, kein deutsches Phänomen. Es hat also nichts mit der hiesigen Diskussion über die (schließlich erfolgte) Gründung der Nationalen Akademie zu tun. Man muss also nach Ursachen suchen, die für alle der Wissenschaft zugewandten Länder gelten. Dabei kommt eine in den Sinn: Überall wird die Wissenschaft gefördert, seitdem sie als Innovationsquelle und Motor der Wirtschaft gilt. Die EU hat etwa als Teil ihrer Lissabon-Strategie drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts für die Wissenschaft als Zielmarke vorgegeben. Auch wenn derzeit noch von kaum einem Mitgliedsland (Ausnahme Finnland) erreicht, ist diese Zahl doch für alle Mitglieder politischer Ansporn, die Forschungs- und Entwicklungsausgaben zu steigern. Die Steigerung geschieht auch, weil ihre ökonomische Sinnhaftigkeit nirgendwo und von niemandem ernsthaft infrage gestellt wird. Internationale Vergleiche zwischen den Ländern lassen die Unterschiede erkennen und erlauben unter anderem die Aussage, dass in Deutschland die Universitäten – ungeachtet der Exzellenzinitiative – etwa gegenüber den amerikanischen hoffnungslos unterfinanziert sind. Internationales Benchmarking führt also wiederum zu Steigerungen der Aufwendungen für die Wissenschaft. Allein in den drei Jahrzehnten zwischen Mitte der fünfziger und Mitte der achtziger Jahre wuchs die Wissenschaft um das Zehnfache, inzwischen ist das Wachstum wahrscheinlich nicht mehr exponentiell, aber es geht weiter. So weit die eine Seite.

Auf der anderen Seite stehen die mit dem Wachstum der Wissenschaft einhergehenden Probleme. Schon in den 1960er Jahren zeigte der amerikanische Wissenschaftshistoriker Derek de Solla Price die absurden Folgen des von ihm zu jener Zeit linear extrapolierten Wachstums der Wissenschaft auf – jeder Mann, jede Frau und jeder Hund in der Gesellschaft würde zur Jahrtausendwende Wissenschaftler sein, wenn deren Wachstum so weiterginge – und prognostizierte den Übergang in eine Phase des »steady state«. Ganz so schlimm ist es nicht gekommen, aber die Grenzen des Wachstums zeigen sich auf andere Weise. Die ständig steigende Zahl von Wissenschaftlern und die im gleichen Tempo zunehmende Zahl von Publikationen, in denen eine zwar relativ dazu abnehmende, aber gleichwohl noch immer wachsende Zahl von Erkenntnissen kommuniziert wird, lässt ein-

zelne Leistungen in der Masse versinken. Die Besonderheit wissenschaftlichen Wissens wird überdies in der allgegenwärtigen Usurpation der »Wissenschaftlichkeit« in der Kommunikation von Industriekonzernen, PR-Organisationen, Parteien, Verbänden und den Medien zur Alltäglichkeit reduziert. Die Spitze, das Geniale, Einzigartige, die singuläre »Entdeckung«, all das der Wissenschaft bis nahe der Mitte des vorigen Jahrhunderts Charakteristische ist der banalen Massenproduktion inkrementeller Wissenszuwächse gewichen.

Auf der Ebene der Wissenschaftsförderung ist die sich daraus ergebende paradoxe Überbietungsdynamik schon seit einiger Zeit erkennbar. Der Furor der wissenschaftspolitischen Förderprogramme gilt den Kollektiven der Forschung – Sonderforschungsbereichen, Forschergruppen, Nachwuchsgruppen, Forschungsverbänden, Cluster, Netzwerken usw. Das Heil bzw. die Effizienz wird in den großen Organisationsformen gesehen. Sie bieten sich besonders für politische Programmierung an, sind in der Öffentlichkeit besser zu legitimieren und lassen sich der Politik eindeutiger zurechnen, auch dann, wenn sie von den Wissenschaftlern mitformuliert werden, die dabei nur den politischen Zeitströmungen folgen. Überdies sind sie besonders teuer und bilden damit die Quelle für das Wachstum.

In letzter Zeit wird ein dazu im Widerspruch stehender Fördermodus nahezu ebenso populär: die Individualforschungsförderung in Gestalt von Preisen. Sie macht kaum politische Vorgaben, operiert also vor allem nach dem Prinzip der wissenschaftlichen Selbststeuerung. Es gibt allein in Deutschland so viele Wissenschaftspreise, dass sie in umfangreichen Datenbanken und Handbüchern erfasst sind. Da sind sie, die herausragenden Spitzenforscherinnen und -forscher, deren Arbeitsbedingungen zum Beispiel der Leibniz-Preis verbessern und deren Forschungsmöglichkeiten er erweitern soll. Der 1896 von Alfred Nobel gestiftete Preis aller Wissenschaftspreise soll seinem Testament zufolge die jeweils bedeutendste wissenschaftliche Entdeckung des vorangegangenen Jahres belohnen (eine Bestimmung, die den Nobelkomitees seither viele Probleme macht und auch selten eingehalten wird). In der Konjunktur der Preise drückt sich die nostalgische Sehnsucht nach den genialen, in der Forschung exzellenten, vor allem aber allein mit seiner/ihrer Leistung identifizierbaren Forscher/innen aus. Je mehr Förderung des Kollektivs, desto rascher das Wachstum der Wissenschaft in der Breite, desto rascher die Selbst-



entwertung der Wissenschaft und damit desto dringender die Differenzierung, die sich in der Förderung individueller Exzellenz niederschlägt.

Genau diesem Mechanismus, vermute ich, verdanken auch die Akademien ihre rezente Wiederauferstehung. Sie sind die institutionelle Entsprechung der Exzellenz- und Qualitätsrhetorik, die inzwischen in allen westlichen ›Wissensgesellschaften‹ verbreitet ist. Auf der institutionellen Ebene sind die Akademien die ideale Reaktion auf die Veralltäglichsung der Wissenschaft, den damit einhergehenden Vertrauensschwund und die gestiegenen Teilerwartungen seitens der Öffentlichkeit gegenüber der Wissenschaft. Sie repräsentieren die Wissenschaft als Ganze, und aufgrund ihrer selektiv gewählten Mitglieder zudem die erwünschte Exzellenz in der Wissenschaft. Die Akademien sind die Distinktionsinstitutionen par excellence. Ihre Mitglieder sind – aufgrund der Rekrutierungspraxis – in der Regel nicht mehr karriereabhängig, und sie sind aufgrund ihrer Distanz zu Forschung und Lehre vergleichsweise interessenneutral.⁴ Unter den bestehenden Wissenschaftsorganisationen gibt es keine vergleichbare, die diese Qualitäten aufweist.

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum ausgerechnet den Akademien die Funktion der Politikberatung zugewiesen wird. Sie konkurrieren dabei ja nicht nur mit einer Vielzahl spezialisierter und infolgedessen auch kompetenterer Einrichtungen, sondern müssen darüber hinaus die für die Beratung erforderliche wissenschaftliche Expertise selbst erst in den Universitäten und Forschungseinrichtungen rekrutieren und koordinieren, notfalls auch über den Kreis der eigenen Mitglieder hinaus. Im Unterschied zu ihrer früheren Rolle im 17. und 18. Jahrhundert, wo sie ihre Beratungsfunktion aufgrund ihrer Vorreiterrolle in der empirischen Forschung wahrnehmen konnten, bilden sie heute nur die organisatorische Schale. Genau das aber erweist sich unter den gegebenen Bedingungen als die entscheidende Qualität. Unter keinen Umständen könnten Politik und Wirtschaft sich von der Beratung durch nur eine wissenschaftliche Einrichtung, zum Beispiel eine Hauptstadt-Eliteuniversität oder die Max-Planck-Gesellschaft, abhängig machen. Ihre Expertise wäre angesichts der Komplexität der Probleme viel zu begrenzt und die Qualität viel zu zufällig im Spiel der internationalen Forschermobilität. Außerdem handelte es sich bei ihnen um Einrichtungen, die neben der Beratungstätigkeit auch noch eigene Inte-

ressen im wissenschaftspolitischen Konkurrenzkampf um Mittel und Definitionshoheit hätten. Oft sind die Interessenkonflikte nur indirekter Art und gut versteckt. Deshalb ist diesem Rat auch nicht immer und vorbehaltlos zu trauen. Mit ihrer Koordinierungsfunktion leisten die Akademien jedoch die erwünschte und geradezu notwendige Selektivität und Verknappung der Reputation. Wen sie für den jeweiligen Rat rekrutieren, ob es sich wirklich um die Koryphäe des einschlägigen Fachs handelt oder nicht, spielt gar nicht die entscheidende Rolle. Wichtig ist, dass der gewählte Berater oder Experte durch die Akademie spricht. Das verbirgt sich hinter der Floskel, die Wissenschaft solle mit ›einer Stimme sprechen‹, die zur Legitimierung der Nationalen Akademie häufiger verwendet wurde.

Die Renaissance der Akademien steht demnach für den seltenen Fall, dass eine historisch überholte Institution unter neuen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ganz neue Funktionen erhält. Doch jetzt heißt es aufpassen und nicht der Versuchung zu verfallen, zu viele neue Akademien zu gründen und zu viele neue Mitglieder aufzunehmen. Schon ist über den zahlreichen exzellenten Akademien die superexzellente Oberakademie gebildet, und es gibt auch schon die Akademie der ›chosen few‹. Für die nächste Runde in der Überbietungsdynamik von Trivialisierung und differenzierender Besonderung ist keine vergleichbar geeignete Organisation in Sicht, oder?

1 Ausführlicher P. Weingart und J. Lentsch: *Wissen – Beraten – Entscheiden. Form und Funktion wissenschaftlicher Politikberatung in Deutschland*. Weilerswist 2008

2 Sie wurde 1863 auf Betreiben der Wissenschaftler vom Kongress mit dem Auftrag zur Politikberatung gegründet.

3 S. P. Graf Kielmansegg: Wozu und zu welchem Ende brauchen wir Akademien?, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 17. 9. 2009, S. 8. Zu seiner Antwort s. unten.

4 So auch Kielmansegg, vgl. Anm. 3

Theresa Wobbe und
Petra Hoffmann

Ein Blick zurück nach vorn

Die Fernwirkungen der modernen Geschlechterdifferenzierung –
Forschungspotenziale für die heutige Akademie

Wird das 300-jährige Jubiläum der Berliner Akademie zum Anlass genommen, darüber nachzudenken, ob sie eher ein Auslaufmodell oder ein Zukunftsprojekt ist, so lohnt sich ein Blick auf ihre lange Geschichte. Stets gab es Phasen, in denen sie neue Herausforderungen zu gewärtigen und Anpassungsleistungen zu erbringen hatte. Ihre Rolle und Funktion in der Wissenschaft veränderten sich, sie verlor viel, gewann Neues hinzu und behauptete sich in einem Wissenschaftssystem, das sich über diese Jahrhunderte selbst wandelte.

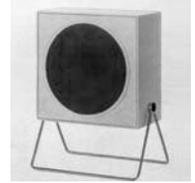
Aufschlussreich für die Dynamik des Wandels ist die Relation von Akademie und Geschlecht. Die moderne Idee des Geschlechterunterschiedes, die im Kontext der »sciences de l'homme« mit den Prinzipien der Analogie, der Epistemologie der Sicht und dem Primat der empirisch-komparativen Beobachtung einhergeht, ist der von Leibniz konzipierten »Brandenburgischen Societät der Wissenschaften« fremd, aber auch dem korporativ-ständischen Geschlechterkonzept und dem Wissenschaftsverständnis der Frühen Neuzeit ist sie unbekannt.

Wie das Beispiel der Astronomenfamilie Kirch zeigt, stellte die Zusammenarbeit aller Familienmitglieder im handwerklichen Haushalt, die »family firm«, im 18. Jahrhundert eine maßgebliche kognitive und materielle Ressource für die Akademie dar (vgl. Mommertz 2002). Es sollte lange dauern, bis die Wissenschaft die Schwelle des Haushalts überschritt und die der Akademie erreichte, noch länger dauerte es, bis sie im eigenständigen Seminar und im Laboratorium *gemacht* wurde (vgl. die Beiträge in Wobbe 2002a). In Verbindung mit diesen mehrschichtigen und ungleichzeitigen Umstellungsprozessen, die von heute aus gesehen den Weg in die moderne forschungsbasierte Wissenschaft ebnet, kommt dem Geschlecht eine veränderte Bedeutung zu. Die durchgehende geschlechtliche Codierung von Orten und Gegenständen, »the sex of things«, und ihre wissenschaftliche Untermauerung koinzidiert im 19. Jahrhundert

mit der internen fachlichen Differenzierung des Wissenschaftssystems, und erst jetzt wird der Ausschluss der Frauen aus der Wissenschaft institutionell besiegelt.

Zu beobachten ist eine eigentümliche Dynamik einer einseitigen funktionalen Differenzierung in eine besondere wissenschaftliche Sinnwelt, die sich von der Politik und Wirtschaft kommunikativ unterscheidet, und andererseits einer Überwölbung dieser unterschiedlichen Sinnwelten durch eine gemeinsame Geschlechtersemantik. An der Wende zum 20. Jahrhundert ist der Triumph dieser Differenzsemantik in den gesellschaftlichen Funktionskontexten zwar unübersehbar, doch zugleich werden die sozialen Barrieren für Frauen etwas gelockert.

Als sich die Akademie im frühen 19. Jahrhundert auf geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung ausrichtet, initiiert sie Großprojekte, ihre sogenannten Unternehmungen, durch deren Ausbau seit 1890 eine betriebsförmige Organisation der Forschungsarbeit etabliert wird. Bemerkenswert ist, dass diese Forschung weitgehend vom wissenschaftlichen Nachwuchs durchgeführt wird, also von Personen, die selbst keine Mitglieder der Gelehrtenengesellschaft sind. Diese Projekte bilden eine Schaltstelle beim Übergang vom universitären Ausbildungs- ins Wissenschaftssystem mit der Gelegenheit zur Promotion und/oder Habilitation (vgl. für das Folgende Hoffmann 2002, 2010). Frauen sind jetzt erstmals als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen vertreten, rund 90 Wissenschaftlerinnen sind bis 1945 in den Forschungsprojekten beschäftigt. Die meisten von ihnen werden für ihre wissenschaftliche Mitarbeit unterbezahlt und können ihr Beschäftigungsverhältnis nicht stabilisieren. Allerdings erreichen 16 Forscherinnen im Laufe ihrer wissenschaftlichen Karriere Spitzenpositionen, darunter neun Professorinnen und fünf Abteilungsleiterinnen – prominent sind die Turkologin Annemarie von Gabain (1901–1993) und die Wissenschaftshistorikerin Anneliese Maier (1905–1971).



Für die Unternehmungen der ›Preußischen Akademie‹ lässt sich beobachten, was die Wissenschaftshistorikerin Margret Rossiter über die Wende zum 20. Jahrhundert in Bezug auf die USA gezeigt hat: Im Zuge der Differenzierung von Industrie und Wissenschaft sowie durch betriebsförmige Großforschung werden berufliche Positionen mit neuartigen Tätigkeitsprofilen geschaffen, sodass auch zunehmend Frauen in die, zumeist unteren Segmente des Wissenschaftssystems gelangen (vgl. Rossiter 1980). Diese Prozesse vollziehen sich über die Akademie hinaus ebenfalls in den Forschungsinstituten und Laboratorien von Universität und Industrie.

Diese soziale Öffnung sollte zwar nicht überschätzt werden, zumal sich die Berliner Akademie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts mit der Aufnahme weiblicher wissenschaftlicher Mitglieder, die um 2000 überhaupt statistisch bedeutsam wird, Zeit nimmt. Doch in Bezug auf die lange Dauer der kontingenten Dynamik von Wissenschaft und Geschlecht stellt die um 1900 erfolgende Öffnung durchaus eine historische Schwelle dar: Mit dem Ausbau der (geisteswissenschaftlichen) Grundlagenforschung wird auch in der Akademie eine moderne Forschungsorganisation etabliert, welche die Einbeziehung von Frauen ermöglicht. Zugleich fallen an der Wende zum 20. Jahrhundert die Zulassungsschranken in Bildung und Wissenschaft, sodass die Akademie in Berlin während der 1920er Jahre Teil eines entstehenden akademischen Arbeitsmarktes für Nachwuchswissenschaftlerinnen wird. Im späten 20. Jahrhundert ist der Weg der Frauen zunehmend von formalen Handlungserwartungen bestimmt; die Form ihrer sozialen Inklusion beginnt sich zwar unter der Maßgabe der wissenschaftlichen Leistung zu wandeln, doch sie erfolgt keineswegs ohne Ansehen der Person (vgl. Heintz u. a. 2007). Vielmehr spielt die (sachfremde) geschlechtlich konnotierte Adressierung von Wissenschaftlern immer wieder in die Wissenschaft hinein und wird auch in der Wissenschaft erzeugt.

Welche Spuren hat dieser vor 100 Jahren anlaufende Wandel in der Beziehung von Wissenschaft und Geschlecht in der Akademie hinterlassen, und welche Bedeutung hat er heute in der Selbstbeschreibung dieser Wissenschaftsorganisation? Als wie wetterfest erweist sich die Akademie, die als ältere Dame des Wissenschaftssystems bereits viel erlebt hat, eigentlich gegenwärtig?

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts nimmt die Akademie eine reflexive Perspektive auf ihren eigenen Ort in der

Wissenschaftsgeschichte ein und lanciert ein an Problemstellungen orientiertes transdisziplinäres Konzept. Die Frage nach der Relation von Wissenschaft und Geschlecht kann sich daher nicht in einer Chronologie des Ausschlusses von Frauen erschöpfen. Mit der Initiierung des Arbeitskreises ›Frauen in Akademie und Wissenschaft‹ machte die Akademie 1998 einen ersten Schritt in Richtung auf eine reflexive Verortung in einer interdisziplinären Geschlechterperspektive. Die zweieinhalb Jahre währende Arbeit der Gruppe konnte freilich nicht mehr als ein erster Sondierungsversuch auf diesem Terrain sein. Es ist daher naheliegend, dass die Akademie sich mit der Geschlechterfrage nachhaltiger beschäftigt.

Bemerkenswerterweise taucht sie heute im Kontext der ›Jungen Akademie‹ vor allem unter dem Stichwort ›Égalité‹ auf. In der Stellungnahme der ›Jungen Akademie‹ zu den Empfehlungen »Forschungsorientierte Gleichstellungsstandards« der Deutschen Forschungsgemeinschaft vom 2. Juli 2008 werden Zweifel daran laut, ob bestehende Programme überhaupt die eigentlichen Gleichstellungshindernisse adressieren, nämlich wissenschaftsinterne und -externe Dimensionen, die bei der Aufrechterhaltung von Ungleichheit in der Wissenschaft am Werke sind. Inwieweit spukt die Auffassung von der wissenschaftlichen ›persona‹ (vgl. Daston 2003; Wobbe 2008), also die Fiktion der ungebundenen, ausschließlich der Wissenschaft hingeebenen Person, die der Familie lediglich zur affektiven Stabilisierung bedarf, heute immer noch in Förderprogrammen und Wissenschaftsvorstellungen herum? Wie kommt es, dass eine im 19. Jahrhundert unter anderen strukturellen Bedingungen entstandene Fiktion weiterhin wirksam ist? Das führt auf die Frage, wie viel Wissen eigentlich im Geschlecht steckt und wie die wissenschaftlichen Disziplinen, oftmals eng verwoben mit dem Alltagswissen, kulturelle Selbstverständlichkeiten und Evidenzen in den Geschlechterbeziehungen stabilisieren.

An diesen Fragen wird das Gefälle zur frühneuzeitlichen Wissenschaft deutlich, die oftmals von der Familie als korporativer Einheit lebte, während sich der im 19. Jahrhundert verankerte ›cordon sanitaire‹ zwischen Wissenschaft und Familie für Forscherinnen und Forscher heute zunehmend als ein schwer zu überwindendes Hindernis darstellt mit hohen Kosten für das eigene Fortkommen und wohl auch für das Wissenschaftssystem.

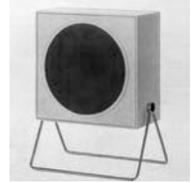
Für eine historisch und interdisziplinär vergleichende Wissenssoziologie der Geschlechterdifferenzierung bie-



ten sich von hier aus verschiedene Anschlüsse, die für die *junge* und die *alte* Akademie gleichermaßen instruktiv sein könnten. Eine historische Semantik der Geschlechterdifferenzierung der Wissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts kann die Kosmologien und Naturalisierungen zutage fördern, die bis heute die Konzepte der Gleichstellung sowie die Selbstbeschreibung wissenschaftlicher Organisationen imprägnieren, aber auch in die kognitiven Welten der Disziplinen ausstrahlen. Gerade weil es hierbei nicht einfach um die Fortsetzung einer Tradition geht, sondern zugleich auch um die Aktivierung semantischer Reservoirs, ist eine Erforschung der begrifflichen Fundamente ebenso erhellend, wie flankierende empirische Studien dies versprechen. Mithilfe dichter Analysen ließe sich erschließen, wie und in welchen Kontexten sachfremde Adressierungen mit Blick auf das Geschlecht am Werke sind, während national vergleichende Untersuchungen etwas mehr Licht in die deutsche Wissenschaftslandschaft nach Bologna und nach der Exzellenz bringen könnten, um sich von anderen Wissenschafts- und Geschlechterkulturen irritieren zu lassen. So gesehen könnte die Akademie, zumal im Berlin-Brandenburgischen Gelände, ihre reflexive Ausrichtung für die notwendigen Impulse als Zukunftsprojekt stärken.

Literatur

- L. Daston: Die wissenschaftliche Persona. Arbeit und Berufung, in: Th. Wobbe (Hg.): *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bielefeld 2003, S. 109–136
- B. Heintz, M. Merz und Ch. Schumacher: Die Macht des Offensichtlichen. Voraussetzungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft, in: *Zeitschrift für Soziologie* 36, 4 (2007), S. 261–281
- P. Hoffmann: Innenansichten der Forschungsarbeit an der Akademie: Zur Geschichte von Mitarbeiterinnen in den wissenschaftlichen Projekten der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1890–1945), in: Th. Wobbe (Hg.): *Frauen in Akademie und Wissenschaft*, a.a.O., S. 93–123
- M. Momertz: Schattenökonomie der Wissenschaft. Geschlechterordnung und Arbeitssysteme in der Astronomie der Berliner Akademie der Wissenschaften im 18. Jahrhundert, in: Th. Wobbe (Hg.): *Frauen in Akademie und Wissenschaft*, a.a.O., S. 31–63
- M. W. Rossiter: Women's Work in Science, 1880–1910, in: *Isis* 71 (1980), S. 381–398
- Th. Wobbe (Hg.): *Frauen in Akademie und Wissenschaft. Arbeitsorte und Forschungspraktiken (1700–2000)*. Berlin 2002
- Th. Wobbe: Umbrüche in Wissenschaft und Geschlechterordnung: Max Weber im ›Lebensbild‹ Marianne Webers, in: A. Lütke und R. Prass (Hg.): *Wissenschaftspraxis und Gelebtenleben – in Selbstzeugnissen*. Weimar 2008, S. 65–86



Conrad Wiedemann

»tolle, von Geschichte
imprägnierte Fassaden«

Dass Hegemann ein Gespräch über die Zukunft der Akademien nicht verweigern würde, habe ich geahnt. Er gehört zu den exzellenten Eigenbrötlern, die sich vor 40 Jahren keine Professur schenken ließen, also auch nie in eine Akademie gewählt wurden. Entsprechend seinem Wahlspruch »Eine Gunst empfangen bedeutet ein Stück Freiheit verkaufen« betreibt er seine Forschung gänzlich privat und unorganisiert, was allerdings nicht heißt, dass ihm die akademische Welt (er nennt sie »organisierte Wissenschaft«) gleichgültig wäre. Im Gegenteil. Er ist geradezu begierig auf meine kleinen Geschichten aus Seminar und Akademie und erlebt die gegenwärtige Rache der Bürokratie an der Professorenarroganz als Tragikomödie, ja als Grand Guignol. Ich sage dann: »Du tust dich leicht – Schiffbruch mit Zuschauer«, und er antwortet: »Ich sehe keinen Schiffbruch, nur die Zunahme der Container.« Vielleicht wäre er gern Redakteur der GEGENWORTE geworden.

Hegemann: Was ist der Anlass eurer Themenwahl?

Ich: Vermutlich die Verwunderung darüber, dass im großen und gewaltsamen Revirement unseres Metiers die traditionellen Akademien ziemlich unbehelligt geblieben sind. Während die Universität dabei ist, ihr Gesicht zu verlieren, die Forschung sich in separate Nobelquartiere davonmacht und dazwischen Discount-Institute aufschießen, die sich als »University« bezeichnen dürfen – während all dies heiter auf- und abgeht, können die regionalen Wissenschaftsakademien auf gleichbleibende, wenn nicht steigende öffentliche Geltung vertrauen und ruhig ihre Aufgaben und Ziele bedenken. Niemand fragt sie, wozu sie gut sind, also tun sie es selber.

H.: Deine Selbstgefälligkeit klingt nicht gut. Du verdrängst etwas. Eure Demütigung durch Halle.

Ich: Du meinst die Ernennung der Leopoldina zur deutschen Nationalakademie? Für mich eine deutsche Kauzigkeit. Ein Jahr danach ist sie öffentlich so gut wie vergessen.

H.: Ich sagte doch: Du verdrängst etwas.

Ich: Also ich bitte dich sehr. Wir haben doch schon einmal durchgespielt*, wie das bei uns geht. Einer bringt die alte Frage der Nationalakademie aufs Tapet, vielleicht diesmal mit besonders guten Gründen, und schon fällt die mentale Klappe. Nichts Zentrales! Nichts Hauptstadtisches! Also Berlin keinesfalls. Aber auch nicht München und Leipzig. Heidelberg, Mainz und Düsseldorf fehlt als Gründungen des 20. Jahrhunderts das historische Flair. Blicke Göttingen, das mit seinen illustren Namen von Lichtenberg bis Heisenberg allerdings wie eine Ranglistenentscheidung gegen Berlin und München aussähe. Aus dieser Klemme hilft dem erfahrenen deutschen Kulturpolitiker die 1652 von drei Schweinfurter Ärzten gegründete und bald darauf vom Kaiser privilegierte Leopoldina, die keinem missfällt, aber auch keiner sich wirklich als Nationalakademie vorstellen kann. Alles an ihr ist besonders und alles irgendwie phantomhaft. Niemand weiß, wie sie fast 200 Jahre lang als provinzielle Wanderakademie an vielen Orten, nämlich immer dort, wo der Präsident gerade wohnte, funktionierte, und niemand weiß, wie sie heute mit ihren mehr als 1300 Mitgliedern aus aller Welt, also dem Vielfachen normaler Akademien, funktionieren soll. Jedenfalls finde ich im Netz nichts Genaueres darüber, außer dass sie sich vorerst an die Berlin-Brandenburgische Akademie und deren Seitenspross »acatech« anlehnen wird – was immer das heißt.

H.: Ich darf dich unterbrechen. Was du sagst, mag ja stimmen, aber ich meine etwas ganz anderes. Dass nämlich mit der Wahl der Leopoldina, der »Deutschen Akademie der Naturforscher«, die internationale Repräsentanz der deutschen Wissenschaft allein den Naturwissenschaften anvertraut wurde. Die Entscheidung für die Leopoldina ist also – nach 300 Jahren der disziplinären Balance in den deutschen Wissenschaftsakademien – eine Entscheidung gegen euch, die Geisteswissenschaftler. Mein Lieber, ihr seid zweite Wahl, ihr seid nicht



mehr repräsentabel, und die Chuzpe, mit der die Hallenser jetzt in ihrer 28. und letzten Sektion, die den Namen »Kulturwissenschaften« trägt, eine Riege Alibi-Humanisten nachliefern, sollte euch im Magen liegen.

Ich: Ach, lieber Freund, wer die Sache verstünde, könnte dir getrost beispringen. Aber das ist kaum möglich, denn nicht nur die Geisteswissenschaften sind in Halle abgemeldet, sondern auch die viel renommierteren Technikwissenschaften. Sie waren in der bisherigen Sektionseinteilung überhaupt nicht vertreten und nehmen in der neuen Klasseneinteilung, die du offensichtlich noch nicht kennst, einen genauso kleinen Bruchteil ein wie die »Kulturwissenschaften«. Nähme man diese Mini-Korrekturen als ernst gemeinten Keim einer zukünftigen Gesamtakademie, dann müsste man – nach über 350 Jahren im Dienst der Naturwissenschaften, oder genauer noch: der Medizin – für den Umbau wohl 10, 20 oder gar 30 Jahre veranschlagen, was im Klartext hieße, dass die Leopoldina auf geraume Zeit hinaus eine nur symbolische Nationalakademie wäre, bevor sie ihre repräsentativen Verpflichtungen irgendwann einmal ohne Mithilfe anderer Akademien erfüllen könnte.

H.: Dein Einwand ist leider schlagend und bringt einen auf die Idee, die Initiatoren könnten Grundsätzlicheres im Sinn gehabt haben. Zum Beispiel die Systemumstellung von den ganzheitlichen Regionalakademien zu den spezialisierten Nationalakademien. Zu den Naturwissenschaften in Halle kämen dann vielleicht die Technikwissenschaften in Wolfsburg und die Kulturwissenschaften in Weimar. Oder aber die Umstellung vom bisherigen Präzedenztypus zum zukünftigen Organisationstypus, der anstatt eines eigenen Hauses und eigener Grundlagenforschung internationale Netzwerke und Beratungsdienste betreibt. War das nicht immer schon die Tendenz der Leopoldina?

Ich: Du hast recht. Die Leopoldina war wohl nie auf Präsenz, sondern auf Korrespondenz und Publizistik eingestellt. Schon Leibniz, der bekanntlich selbst von einer deutschen Zentralakademie träumte, hielt sie mehr für eine sammelnde als forschende und initiiierende Einrichtung und trat ihr nie bei. Er begnügte sich dann mit Berlin und begründete so das System der deutschen Regionalakademien.

Was im Übrigen deine Schreckensvisionen betrifft, so kann man sie sicher nicht ausschließen. Die Entwicklung der Wissenschaften will schließlich auch auf dieser Ebene weitergedacht werden. Allerdings glaube ich nicht,

dass das von der »Union« der deutschen Wissenschaftsakademien so engagiert verwaltete Traditionssystem ernsthaft in Gefahr ist. Eher ist es umgekehrt. Mit Rücksicht auf die EU-Normalität haben auch wir jetzt eine Zentralakademie, die allerdings so virtuell ist, dass die Lebendigkeit der Regionalakademien nur umso stärker ins Auge fällt. Nicht zufällig gibt es ja einschlägige Neugründungspläne. Zu Berlin, Göttingen, München, Leipzig, Heidelberg, Mainz und Düsseldorf ist neuerdings, wohl vorbereitet, Hamburg getreten, und möglicherweise schließen sich auch noch andere Lücken.

H.: Was sicher geschehen wird, obwohl ich sie nicht sehe. Umso besser gefällt mir dein Argument von der Lebendigkeit, das die herkömmlichen Ansichten auf den Kopf stellt. Früher galten die Universität und die Forschung als Inbegriff wissenschaftlichen Lebens und die Akademie als Ort der Normierung und Bewahrung. Sollte sich das wirklich umgekehrt haben? Und wenn ja, warum?

Ich: »Umgekehrt« ist sicher zu stark. Aber mit der Degradierung der Uni zur Lernmaschine und der streng organisierten Forschung sind deren Mythen merkwürdig verblasst. Wie die Studenten Credit Points sammeln, interessiert niemanden, und vom Abenteuer der Forschung à la Marie und Pierre Curie ist nur der Schatten der CSI-Pathologen geblieben. Die Forschung wird zwar immer erfolgreicher, aber auch immer partikulärer und unsichtbarer. Es scheint so, als wären die klassischen Akademien der einzige Ort, wo noch kontinuierlich und von Angesicht zu Angesicht über den Zusammenhang all des heillos Auseinanderfallenden gesprochen würde.

H.: Jedenfalls der einzige Ort, von dem das erwartet wird. Und ich sage dir auch, warum. Weil ihr allein in der Mitte übrig geblieben seid.

Ich: Was soll das heißen? Wir fühlen uns eher ein wenig abgehoben und historisch.

H.: Sicher nicht zu Unrecht, aber das widerlegt mich nicht. Mit »in der Mitte« meine ich ganz einfach eure kartografische Lage. Eure Häuser stehen seit je an den schönsten Plätzen der großen europäischen Städte. Es sind durchwegs repräsentative Häuser, meist Stadtpalais, manchmal Schlossflügel, später historische und sogar jugendstilige Renommierstücke, und niemand hat sie euch je streitig gemacht.

Ich: Gilt das nicht ebenso und noch mehr für die Universitäten?

H.: Vielleicht ganz am Anfang. Aber eigentlich gab es immer schon die Tendenz, die unzivilisierten Studenten-



horden abzudrängen. Sei es ans andere Flussufer oder, wie 300 Jahre lang in Deutschland, in die tiefste Provinz. Und als 1810 mit Berlin wieder einmal die Stadtuniversitäten in Schwang kamen, war es nicht weit bis zur Idee des Campus. Die Universität tendiert zur Peripherie.

Ich: Platons Akademie lag auch am Stadtrand.

H.: Aber mit der Tendenz zur Mitte.

Ich: Die einflussreichen Evangelischen Akademien weisen in die Gegenrichtung, sie liegen alle in der Landschaft.

H.: Um ehrlich zu sein: Du nervst mich. Ich bin wahrlich der Letzte, der die Bedeutung von Tutzing, Bergedorf et al. für die Bundesrepublik verkennen wollte, aber ›Akademie‹ ist ein semantisch unspezifisches Wort, das immer schon für vieles taugt. Seit Tusculum auch für jedes zweckentfremdete Landschlösschen. Ich dachte, es sei klar, dass wir hier von jenen Akademien sprechen, die seit dem italienischen Humanismus und der naturwissenschaftlichen Revolution des 16./17. Jahrhunderts zunächst in Florenz, Rom und Neapel und danach in vielen europäischen Städten entstanden. Die spätesten, wie schon angedeutet, zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie gehören, wie die Börse oder der Justizpalast, zum hauptstädtischen Erscheinungsbild und sind – trotz staatlicher und nationaler Beanspruchungen – wesentlich urban. Als das moderne Bildungs- und Besitzbürgertum, wie es im 19. Jahrhundert entstand, auch Wissenschaft und Kunst für sich reklamierte, erwiesen sich die Akademien als vorzügliche Agenturen dieses Umdenkens. Wo vorhanden, behielten sie die alten Prachtfassaden, wo nicht, bekamen sie neue dafür geschenkt. Nirgends ist das schöner zu beobachten als auf eurem Gendarmenmarkt, wo sich Wissenschaftspalais und Kunsttempel selbstverliebt gegenüberstehen. Während die Universitäten zwischen Sichtbeton dahinleiden und die Forschung sukzessive aus dem Alltag verschwindet, dürft ihr euch zwischen tollen, von Geschichte imprägnierten Fassaden bewegen. Natürlich gibt es so etwas nicht umsonst. Die Bürger, die euch wohlwollend in dieses edle Gemäuer einziehen sehen, erwarten viel von euch.

Ich: Natürlich gefällt uns unser Quartier, aber deinen Wust von Privilegierung und geschichtlicher Verantwortung verbinden wir damit eigentlich nicht.

H.: Ihr müsst ihn trotzdem aushalten. Andernfalls könnt ihr ja nach Adlershof ausziehen und mit den Psychologen tauschen, die dann ihren Stadtneurotikern näher wären.

Ich: Wir haben nicht mehr viel Platz – nur noch 2000 Anschläge (mit Leerzeichen)!

H.: Danke. Ich weiß, dass unsere kulturtopografischen Spiele nicht jedermanns Sache sind. Aber die Beobachtung des Beobachters sollte euch geläufig und die paar Minuten wert sein. Als Außenbeobachter, der dank deiner Fürsorge im Verteiler und dementsprechend in vielen eurer öffentlichen Veranstaltungen ist, darf ich euch einmal auf die Qualität eures Publikums aufmerksam machen. Es ist, wie ihr selbst wisst, immer zahlreich und trotzdem das beste Wissenschaftspublikum, das ich kenne. Damit meine ich nicht nur den Eindruck, dass 90 Prozent der Anwesenden jedes Wort verstehen, das vorne verhandelt wird. Viele, die meisten, verstehen auch – die angenehme Atmosphäre des Hauses einmal beiseitegesetzt – die historische Konstellation, in der sie befangen sind.

Ich: Meinst du nicht, dass es sich vornehmlich um ein kollegiales Publikum handelt?

H.: Durchaus nicht. Nach der Regel vom 41. Stuhl sind meist nur wenige Kolleginnen und Kollegen da. Fachleute schon eher. Die meisten, so will mir scheinen, sind Bildungsbürger im besten Sinn, sagen wir einmal: im Sinn der berühmten Böckenförde'schen Formel. Was sie wollen, ist leicht zu erraten. Sie wollen nicht nur guten, sondern auch klugen, vielleicht sogar weisen Forschern begegnen, die sich jenseits der kurrenten Verhinderungsschikanen – des Lobbyismus, der Medientauglichkeit, der virtuellen Einsamkeit, des Karrieredrucks, des Fachchinesisch und vielleicht sogar der Eitelkeit – über die Möglichkeiten und Grenzen der Wissenschaft in unserer Zeit Gedanken machen. Und sie wollen auch, dass hinter ihrer schönsten Fassade wichtige Werkausgaben entstehen und interdisziplinäre Fachgespräche stattfinden. Sie wollen, vielleicht ein letztes Mal oder wieder neu, Wissenschaft als Teil ihrer Lebenswelt.

Ich: Für wen, du freier aller Geister, soll dieser Idealismus gelten?

H.: Für euer Publikum. Für euch müsst ihr schon selbst einstehen.

* Über den Hauptstadtvorbehalt. Ein Berliner Stammtischgespräch mit Anmerkungen, in: *Summa. Dieter Simon zum 70. Geburtstag*, hg. v. R. M. Kiesow, R. Ogorek und S. Semitis. Frankfurt am Main 2005, S. 609–625

Hans-Martin Gauger

Akademiker

In meiner Jugend gab es zwei Ausdrücke für damals häufige Fixierungen: ›Adelstick‹ und ›Akademikerfimmel‹. Damit war nicht gemeint, dass Adlige oder Akademiker selbst diesen ›Tick‹ und diesen ›Fimmel‹ hätten, sondern dass sie deren Objekte waren. Bestimmte Leute – diese Kritik lag in den Ausdrücken – nahmen es mit Adligen unangemessen wichtig, andere wieder (es waren wohl wirklich andere) mit Akademikern. Vielleicht war der Adelstick unter den Akademikern noch verbreiteter als unter dem übergroßen Rest der Bevölkerung. Gerade in der sogenannten Sprachkritik wird kaum beachtet, dass schon in der Sprache selbst – wie hier – Kritik liegen kann. Und die Sprachwissenschaft, zu der ich gehöre, interessiert sich weder für Sprachkritik noch auch für diese Kritik in der Sprache. Sprachwissenschaft ist ja vor allem ›wissenschaftlich‹ und dies unter ziemlich radikaler Absehung vom Kriterium menschlicher Relevanz.

Der ›Akademikerfimmel‹ – dies meine These – ist in der Zwischenzeit, in den letzten 50 Jahren, in Deutschland (und auch in Österreich) stark zurückgetreten, was sich schon darin zeigt, dass die Jungen oder Jüngeren den Ausdruck kaum mehr kennen. Ich spreche eigens von Österreich, weil jener Fimmel – in diesem Punkt war Österreich wie ein potenziertes Deutschland – dort noch weit stärker ausgeprägt war. Der ›Adelstick‹ hingegen hat sich eigentümlich gehalten (und zwar in Deutschland ebenso wie in Österreich) – in der Schweiz gibt es ihn gar nicht.

Beginnen wir, immer ein guter Einstieg (man darf nur nicht dabei stehen bleiben), mit dem Wort. Kein Zweifel: ›Akademie‹ ist eines der großen Wörter der Geistesgeschichte Europas. Ins Deutsche kam es wie auch in die anderen europäischen Sprachen übers Italienische: ›accademia‹ (zu betonen, wir wollen es genau nehmen, auf dem ›e‹). Ins Italienische aus dem Lateinischen – ›academia‹ (Betonung auch auf dem ›e‹) – und ins Lateinische aus dem Griechischen. Wieder eines der vielen – europäisch omnipräsenten – Leitwörter aus dem Griechischen. Und

der Weg übers Lateinische ist, versteht sich, der übliche. Nur der übers Italienische ist hier spezifischer. Das griechische Wort war, wie doch wohl nicht alle Akademiker wissen, zunächst ein Eigenname. Es gab nordwestlich von Athen (heute natürlich längst in Athen selbst) einen Platz, einen Hain oder ›Lusthain‹, lesen wir (was immer dies sei), der dem »Heros Akádemos« geweiht war. ›Heros‹ meinte griechisch ja nicht nur ›Held‹, sondern auch ›Halbgott‹. Hier wurde also der Halbgott Akádemos verehrt. Nach ihm benannte sich das Grundstück, das Plato erwarb (es war wohl in der Nähe), um dort seine ›Schule‹ zu errichten, die sich dann – nach jenem etwas unklaren ›Heros‹ – ›Akadémeia‹ nannte. Aus dem Eigennamen – dafür gibt es nun viele Beispiele – wurde bald ein Gattungsname, ein Nomen appellativum. Das bedeutet, es wurden auch anderswo derartige Einrichtungen mit diesem Namen benannt. Die ›Urademie‹ ist also die Platons.

Das griechisch-lateinische Wort wurde erst im 16. Jahrhundert entlehnt, und zwar ins Italienische. Im Florenz der Medici entstand die älteste Akademie der Neuzeit, die sogenannte ›Accademia della Crusca‹. Es war eine Sprachakademie, was diejenige Platons nicht war, und ›crusca‹ meint ›Kleie‹: Die Kleie sollte da vom Mehl getrennt werden, also deutsch zugleich und biblisch: »die Spreu vom Weizen«. In Deutschland folgte ihr bald eine ebenfalls auf die Sprache bezogene Gründung, die sich schön ›Fruchtbringende Gesellschaft‹ nannte. Sie entstand im sächsischen Städtchen Köthen. Der dort residierende Fürst war in Florenz gewesen (die damals übliche Bildungsreise) und hatte von da diese Anregung mit nach Hause gebracht. Richelieu gründete 1634 die ›Académie Française‹, genauer: Er machte aus einem rein privaten Zirkel von literarisch interessierten Bürgern, von dem er gehört hatte (er hatte etwas gegen solche Zirkel), etwas Hochoffizielles mit königlichem Auftrag, und zwar durchaus gegen den Willen jener Bürger. Über die Wir-



kung der Köthener ›Fruchtbringenden Gesellschaft‹ (der Name ›Akademie‹ wurde, man wollte ja deutsch reden, vermieden) gibt es einen schönen Aufsatz von Harald Weinrich.¹ Und was die Bedeutung der ›Académie Française‹ heute und schon seit Längerem angeht, so wird sie hierzulande gewaltig überschätzt. In Frankreich betrachtet man sie distanziert oder, sagen wir, mit ironischem Respekt: Sie ist nun einmal da und schon seit Langem, aber *c'est la différence*. Solch eine Haltung gegenüber alten Institutionen, die wir andererseits so auch weniger haben, ist uns kaum gegeben: Wir sind jeweils entweder deziert dafür oder dagegen.

In Shakespeares *Love's Labour's Lost* finden sich gleich zu Beginn diese schönen Verse, und es redet (auch da geht es um die Gründung einer Akademie) der König Ferdinand von Navarra, eines hier bei Shakespeare eher nebelhaften Landes:

»Our late edict shall strongly stand in force:
Navarre shall be the wonder of the world;
Our court shall be a little academe,
Still and contemplative in living art.«

Da ist einiges beieinander. Der eben erst gefasste Beschluss soll also kräftig gelten, Navarra werde (es ist ja nicht wenig) das Staunen der Welt sein (›academe‹ ist eine poetische Nebenform von ›academy‹). Der letzte Vers ist nicht rasch und ohne Kommentar zu übersetzen: Die ins Auge gefasste Akademie soll »ruhig« und »betrachtend« sein, der alte »bíos theoretikós«, indem »Wissenschaft gelebt« werde, »living art« – der Kommentator des »Arden Shakespeare« umschreibt es, aber es ist wohl zu modern, mit »vital learning«, und die alte »Lebenskunst«, »ars vivendi«, ist, glaube ich, hier auch kaum gemeint. Es wäre zu unspezifisch, denn das »Edikt«, und darüber ergibt sich sogleich eine heitere Diskussion, fordert für drei Jahre Enthaltbarkeit von Frauen und in der Nahrungsaufnahme erhebliche Zurückhaltung.²

›Akademie‹ stand in Deutschland noch im 18. Jahrhundert sehr üblich einfach für ›Universität‹. Es waren beinahe Synonyme. »Vivat academia, vivant professores!«, heißt es noch in der letzten Strophe des »Gaudeamus igitur«. Erst im 19. Jahrhundert setzte sich – auch mit Humboldt natürlich – ›Universität‹ durch. Dieses Wort ist bekanntlich schon mittelalterlich und meinte zunächst nicht ›alle Sparten des Wissens‹, sondern die verfasste »Gesamtheit der Lehrenden und Lernenden«, »universi-

tas docentium ac studentium«. Vom 19. Jahrhundert an, nachdem sich ›Universität‹ wieder etabliert hatte, war also eine Akademie, wenn es da auch Zusammenhänge gab, etwas anderes als eine Universität. Von dem alten Sprachgebrauch aber, dem des 18. Jahrhunderts, blieb dann doch – wieder einmal die Beharrlichkeit und Beweglichkeit der Sprache – die Bedeutung von ›akademisch‹ und ›Akademiker‹ im heutigen Sinne. Heute heißt ›akademisch‹: ›zu einer Universität gehörig‹; es ist praktisch das Adjektiv zu ›Universität‹, und ›Akademiker‹ meint kaum das Mitglied irgendeiner Akademie, sondern einen erfolgreichen ehemaligen Studenten, einen (das ist entscheidend) mit einem Abschluss. Als bloßer Student ist man noch kein Akademiker. Ganz auf dieser Linie definiert der *Wabrig* 2006: »1. (selten) Mitglied einer Akademie, 2. allgemein jemand, der auf einer Akademie, besonders auf der Universität, studiert hat«. Hierher gehören dann auch ›die akademische Bildung‹, dann der jetzt doch veraltete ›akademische Bürger‹, ›die akademische Freiheit‹, speziell auch die ›Lernfreiheit‹, dann die »Forschungs- und Lehrfreiheit« (Artikel 5, Absatz 3 Grundgesetz), auch ›die akademische Freizügigkeit‹, dann ›der akademische Grad‹ oder ›Titel‹, ›die akademische Jugend‹ und ›das akademische Viertel‹. Aber es findet sich noch eine dritte und nun negative Bedeutung von ›akademisch‹, die zwar spontan einleuchtet, aber zu denken gibt. Jedenfalls haben wir da wieder eine Kritik, die sich in der Sprache selbst niedergeschlagen hat: ›akademisch‹ im Sinne von ›weltfremd‹, ›praxis- oder lebensfern‹ oder ›unlebendig‹ und gar ›überflüssig‹, dann auch ›trocken‹, ›langweilig‹ oder, in eine andere negative Richtung gehend, ›herkömmlich‹, ›nichts Neues bietend‹. Der *Paul* von 1992 sagt, das deutsche ›akademisch‹ sei »unter dem Einfluss von englisch ›academic‹« in diese dritte Bedeutung »gekippt«. Daran kann man zweifeln, denn dieses »Kippen« liegt doch offensichtlich in der Sache selbst. Die Postmodernen unter uns haben diesen Begriff ins Positive gewendet. Schon Borges hat ihr Vorhaben lange vor ihnen (1941) im Vorblick klassisch festgehalten: »Die Metaphysiker von Tlön suchen nicht die Wahrheit, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit: sie suchen das Erstauenen: »buscan el asombro«.³

Insgesamt aber geht das Deutsche, was ›akademisch‹ betrifft, gemeinsam mit dem Englischen, weil auch hier – im Wort – die enge Verbindung mit der Universität gegeben ist. Auch englisch ist ›academic‹ das Adjektiv zu ›university‹. Auch da gibt es den ›academic degree‹, ›academic



qualification«, auch das ›academic costume‹ oder (amerikanisch) ›dress‹, dann auch natürlich die ›academic freedom‹ und Verwandtes. Sehr anders, geordneter, ist es in den romanischen Sprachen. Keineswegs ist zum Beispiel französisch ›académique‹ oder spanisch ›académico‹ das Adjektiv zu ›université‹ oder ›universidad‹. Und unsere ›Akademiker‹ kann man da nicht mit ›académiciens‹ oder ›académicos‹ übersetzen (so nennt man dort nur die Mitglieder einer Akademie), da muss man sagen: ›les universitaires‹ und ›los universitarios‹. Was das Französische angeht, ist es aber schon in der französischen Schweiz und im französischen Belgien wieder anders: Dort heißt ›académique‹ wie bei uns ›relatif à l'université‹. Die europäischen Sprachen gehen hier also auseinander.

Als ich 1954 in Tübingen immatrikuliert wurde, gab es da noch eine eigene in großem Stil feierlich aufgezogene Veranstaltung mit einer ausführlichen Ansprache des Rektors und einer schönen, formvollendeten Rede – natürlich auch im Talar – des seinerzeit hochberühmten, vormals Berliner Philosophen Eduard Spranger. Der heute unwahrscheinlich klingende Titel dieser Rede lautete: »Studium und Lebensführung«⁴. Rektor Arnold, katholischer Theologe, sagte gleich eingangs: »Sämtliche Sprachen unseres Kulturkreises verbinden mit dem Wort ›akademisch‹ eine Norm und einen Anspruch«. Das ist also, was die Sprachen angeht, so nicht ganz richtig, vom Gemeinten her natürlich aber schon. Dann suchte Rektor Arnold diesen ›akademischen‹ Anspruch näher zu bestimmen. Von heute aus ist es nun beruhigend festzustellen, dass, was er hier zunächst an Negativem aufzählt, inzwischen alles erledigt ist: Das Akademische bedeute nicht (›ein grausiges Mißverständnis‹) »Abgrenzung gegen die soziale Schicht des schlichten Volkes«; dann: »Privilegien« des Akademikers gebe es ganz und gar nicht, auch keine besondere »studentische Ehre«, wie sie vormals (und so lange war dies 1954 noch gar nicht her) ohne Weiteres beansprucht wurde: »satisfaktionsfähig« (also für ein Duell) waren nur Offiziere – und Akademiker. Schon im 19. Jahrhundert war freilich die eigene akademische Gerichtsbarkeit abgeschafft worden, die es auch einmal gegeben hatte. Etwas von dieser, nebenbei, lebte bei den Achtundsechzigern seltsam wieder auf, und zwar in der grotesken, aber unter Studenten (und also auch etwa unter den Jusos) fast einhelligen Meinung (ich war damals in Freiburg Prorektor und weiß Bescheid), die Polizei habe auf dem Gelände einer Universität – dieses wurde quasi als ›exterritorial‹ betrachtet – grundsätzlich

nichts zu suchen: In eine Fabrik, einen Betrieb dürfe sie jederzeit hinein, nicht aber, was immer dort geschehe, in eine Universität. Theodor W. Adorno (die Erinnerung ist da schwer zu unterdrücken) sah es anders. Das Akademische, so Rektor Arnold weiter, bedeute in keiner Weise »politische Exklusivität«. Und hier versäumt er nicht zu erwähnen, »daß ein Großteil unserer Akademiker gerade in den entscheidenden Jahrzehnten deutscher Geschichte es an echter und weitschauender Verantwortung für das Schicksal der Nation« habe fehlen lassen. Sehr vorsichtig gesagt! In der Tat ist es wichtig, gerade die vielen, die heute – sehr blind auf diesem Auge – der herrlichen alten deutschen Universität nachtrauern, sanft daran zu erinnern, dass schon lange vor 33 (danach erst recht) die Universitäten und die Akademiker insgesamt politisch und menschlich entsetzlich versagt haben. Und auch dies ist noch vorsichtig gesagt! Thomas Mann beginnt seinen berühmten öffentlichen Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät in Bonn (dieser Mann, der dann auch noch frech und unbedarft geantwortet hat, war der Germanist Karl Justus Obenauer): »Die schwere Mitschuld an allem gegenwärtigen Unglück, welche die deutschen Universitäten auf sich geladen haben, indem sie aus schrecklichem Mißverstehen der historischen Stunde sich zum Nährboden der verworfenen Mächte machten, die Deutschland moralisch, kulturell und wirtschaftlich verwüsten« – diese »Mitschuld« habe ihm die »Freude« an der ihm »einst verliehenen akademischen Würde längst verleidet«.⁵ Es ist bemerkenswert früh, Dezember 1936, gesagt, als noch alles in wilder Zustimmung taumelte, und ist in jeder Hinsicht richtig: Das akademische Milieu war in der Tat der eigentliche »Nährboden«. Und eben deshalb sind die Ergebnisse der durchaus nicht unnötigen Erforschung der Universitätsgeschichte der Zeit vor 1945 (und der danach) so überaus langweilig: immer wieder, in allen Fächern, dasselbe trostlose Bild.

All das aber, was Rektor Arnold, um noch einmal auf ihn zurückzukommen, damals zurückwies (in Worten, die uns im Ton schon wieder etwas befremden), müsste heute kein Rektor, kein Präsident mehr sagen. Es ist zum Glück passé. Die Selbst- und die Fremdeinschätzung der Akademiker ist sachlicher, richtiger geworden. Da gibt es nur *einen* Punkt, den Franz Arnold, was für die Zeit doch wohl kennzeichnend ist (überhaupt zitiere ich ihn ja als Repräsentanten des damals Üblichen), gar nicht berührt: Noch immer – über 50 Jahre danach – sind die Akademiker, was ihre soziale Herkunft angeht, recht einheitlich.



Genau dies bestreitet, auch dies ist wieder typisch, etwa der *Brockhaus* schon von 1986 («soziologisch gesehen» seien die Akademiker »keine einheitliche Bevölkerungsgruppe«). Er verweist für 1982 auf eine Akademikerquote von 5,71 Prozent. Wobei er (das geschehe, sagt er, »nicht immer«) die Absolventen der Fachhochschulen eigens hinzurechnet (3,85 Prozent plus 1,86 Prozent). Das bleibt bis heute, wo jene Quote enorm angestiegen ist (24 Prozent), gerade vom Ideal des Akademischen her ein zentrales Ärgernis, eine Ungerechtigkeit. Wie kann es gelingen, falls es denn je gelingen sollte, den Begriff des »Akademischen« von der sozialen Herkunft völlig zu lösen? Denn so eigentlich – nimmt man das Akademische gerade als solches ernst – müsste es doch sein!

Der große Romanist Karl Vossler – ein noch erheblich weiter zurückliegendes Zeugnis – hielt Dezember 1922 in München einen Vortrag vor dem »Deutschen Studentenbund«. Da sagte er: »Die meisten und nachhaltigsten Kriegs- und Revolutionsgreuel sind von studierten Literaten mit der Schreibfeder verübt worden: Verstümmelungen der europäischen Gemüter, an denen wir noch lange kranken. Wenn die akademische Jugend fortfährt« – dies heißt, Vossler meint, sie tue jetzt ebendies –, »sich trennend und abschließend mit Parteiprogrammen des Klassen- und Rassenhasses, mit Hakenkreuzen und ähnlichem Stacheldraht zu umgeben, wird sie ihre menschliche Bildung schwerlich fördern«. Dies also bereits 1922! Und der Redner endete so: »Jeder soll die Möglichkeit haben, sich nach eigener Anlage zu bilden. Das ist unser demokratischer Wunsch. Aber keiner, der die Kraft und den Willen nicht hat, in die Höhe und in die Tiefe zu gehen, soll sich breitmachen dürfen. Das ist unsere aristokratische Forderung.«⁵ Es ist pathetisch, und es ist auch nicht unsere Sprache. Was aber, eigentlich, ist dagegen zu sagen?

1 Die Accademia dell' Crusca als Lehrmeisterin der Sprachkultur in Deutschland, in: H. Weinrich: *Wege der Sprachkultur*. Stuttgart 1985, S. 85–103

2 *Love's Labour's Lost*. The Arden Edition of the Works of William Shakespeare, edited by Richard David. London 1956, S. 3–4

3 J. L. Borges: Tlön, Uqbar, Orbis Tertius, in: *El jardín de senderos que se bifurcan* (1941), *Obras Completas*, Band II. Barcelona 1995, S. 25. Dann heißt es weiter: »Nach ihrem Urteil ist die Metaphysik ein Zweig der phantastischen Literatur.«

4 *Studium und Lebensführung*. Zwei Reden von Franz Arnold und Eduard Spranger, Tübingen 1954. Als ich später von bestimmten Verstrickungen auch Eduard Sprangers hörte, war ich besonders schockiert (K.-P. Horn u. a.: *Pädagogik im Militarismus und im Nationalsozialismus, Japan und Deutschland im Vergleich*. Bad Heilbrunn 2006).

5 Th. Mann: *Ein Briefwechsel*. Zürich 1937, S. 7

6 *Die Universität als Bildungsstätte*, Vortrag gehalten im »Deutschen Studentenbund« in München am 15. Dezember 1922 von Dr. Karl Vossler, o. Professor an der Universität, München 1923, S. 13, 16





Joseph Hanimann

Giftgrün erstarrt: Die fünf Pariser Akademien und ihr Geheimtakt mit der Avantgarde

80 sei das Alter der akademischen Pubertät, notierte Paul Claudel einmal ins Tagebuch. Als einer der 40 »Unsterblichen« der Académie Française musste er es wissen. Im hohen Alter der Institution spiegelt sich selbstverliebt das Gefühl persönlichen Jungbleibens. Daher wohl der mit den Jahren steigende Hang in der Akademie zu Spaß und Spielerei. Gerade unter dem Pariser Kuppelbau des Institut de France am Quai de Conti, der neben der Académie Française vier weitere Akademien beherbergt, halten Uniform, Schwert und gleich bleibende Riten den Witz und die Wortstichelei im Zaum. »Monsieur«, sagte der Schriftsteller André Maurois 1955 in seiner Begrüßungsrede an den Neuling Jean Cocteau, der in die Académie Française passte wie ein Wiesel in einen Taubenschlag: »Monsieur, Sie sind beim Zirkus in die Schule gegangen und Sie haben recht«. Denn die Akrobaten seien die ernsthaftesten unter den Künstlern: Auf dem hohen Seil lässt sich nicht schummeln.

Sachlich stichfeste Exaktheit, intellektuelle Standhaftigkeit und rednerische Gewandtheit, diese drei akademischen Grundtugenden unter einen olivenlaubgeschmückten Zweispitzhut zu bringen, ist in Frankreich eine besonders schwierige, weil in aller Öffentlichkeit praktizierte Kunst. »De l'Académie Française« oder »Membre de l'Institut« sind dort Titel, die man auf Visitenkarten schreibt wie in Deutschland das »Doktor« und »Minister a. D.«. Gelehrsamkeit, Wortspiel und öffentliches Amt funktionieren am besten in Kombination. Zur Wasserscheide zwischen Akademie und Universität ist es in Frankreich nie wirklich gekommen. Mit Simone Veil und Alain Decaux gehören der Académie Française ehemalige Minister, mit Valéry Giscard d'Estaing gar ein ehemaliger Staatspräsident an. Große Werke der französischen Literatur gehen auf akademische Themenanregung zurück wie Rousseaus »Abhandlung über Ursprünge und Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen«, die einer Frage aus der Akademie von Dijon zu verdanken ist. Früh

sammelte aber der Zentralstaat Frankreich seine maßgebenden Akademien in der Hauptstadt Paris.

Als der Kardinal Richelieu im 17. Jahrhundert von den informellen Treffen einiger Geistesköpfe beim Pariser Gelehrten Valentin Conrart erfuhr, dauerte es nicht lang, bis die Sache eine institutionelle Form bekam. Richelieus Einladung, die Treffen doch künftig unter königlicher Schirmherrschaft abzuhalten, war so viel wie ein Befehl. Am 29. Januar 1635 wurde, von Ludwig XIII. beglaubigt, die Académie Française gegründet. Und noch heute steht sie unter der Oberhoheit des Staatspräsidenten. Ist ein neues Mitglied in ihren Kreis gewählt, wird die Mitgliedschaft erst gültig nach einer offiziellen Audienz beim Staatspräsidenten, meist in Begleitung des Akademievorsitzenden. In der Regel ist das eine Formalität von zehn Minuten, doch kann sie bei literaturkundigen Präsidenten auch zum langen Gedankenaustausch führen. De Gaulle soll sich mit dem Schriftsteller Henri Troyat ausführlich über die russische, Mitterrand mit Jean d'Ormesson über die französische Literatur unterhalten haben.

Diese älteste der fünf Akademien hatte seit ihrer Gründung klar gestellte Aufgaben. Die französische Sprache, laut dem königlichen Schreiben schon damals »so vollkommen wie keine andere«, sollte die Nachfolge des Lateinischen antreten und brauchte dafür ein Wörterbuch, eine Grammatik, eine Poetik und eine Rhetorik, »um klar, eloquent und angemessen von den Künsten und Wissenschaften handeln zu können«. Die Herausgabe des Wörterbuchs mit der Verfügungsgewalt darüber, welche neuen Ausdrücke in den Gebrauch eines korrekten Französisch aufgenommen werden können und welche nicht, ist ihr bis heute geblieben. In den gut dreieinhalb Jahrhunderten ihres Bestehens ist sie beim Buchstaben P ihrer neunten Ausgabe angelangt – nur Gottes Mühlen mahlen langsamer und vielleicht gar nicht viel verlässlicher.



Darüber hinaus wusste der Staat jedoch das akademische Leben in seiner ganzen Breite in den Dienst zu nehmen. 1663 gründete Colbert die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, die damit betraut wurde, öffentliche Inschriften, Devisen und Münzprägungen für den absolutistischen Staat zu liefern. Die Académie des Sciences kam drei Jahre später hinzu und bald auch die Musikakademie, die Akademie für Architektur und die für die Schönen Künste, von denen nur die Académie des Beaux-Arts überlebt hat. Kritisch wurde es während der Revolution. Statt die mit dem Makel des Königtums behafteten Gremien einfach abzuschaffen, verschmolz man sie enzyklopädisch zu einem Institut National, aus dem dann das Institut de France hervorging. Angesiedelt war es zunächst im Louvre, bis dieser von Napoleons Kunstbeute aus ganz Europa allmählich überquoll und das Institut ins ehemalige Collège des Quatre-Nations von Le Veau mit der markanten Kuppel auf dem anderen Seine-Ufer ausweichen musste. Unter dieser Kuppel tagen die Akademien, zu denen die Académie des Sciences morales et politiques als fünfte neu hinzukam, noch heute. Jede hat dafür ihren festen Wochentag.

Das unveränderliche Zeremoniell dieser Sitzungen im »giftig steifen Lampenschirm-, Tapeten- und Bucheinband-Grün«, wie der Dramatiker Henri Lavedan das Akademikerkostüm einmal bezeichnete, macht die Öffentlichkeit aus, von welcher die avantgardistische Gegenöffentlichkeit von Impressionismus, Surrealismus, Existenzialismus, Strukturalismus sich abstoßen konnte. Nie sprudelten in Frankreich die Einfälle des Neuen, Kühnen, Radikalen üppiger als im Kampf mit der alten Institution. Die Akademie sei die Notenbank, die die Wertbriefe der großen Konventionsbrecher und *poètes maudits* decke, schreibt boshaft der emeritierte Sorbonne-Professor Marc Fumaroli, seit 1995 selbst Mitglied der Académie Française: Nirgends mache Picassos *Guernica* sich besser als in der leer geräumten Nische akademischer Historienmalerei und André Breton sei ein großer Herrscher über den Orden des Surrealismus, Jean-Paul Sartre ein begabter Leiter der Akademie der ›Temps Modernes‹ gewesen.

Bleibt die hohe Zahl all jener, die nie dazugehörten: all die Prominenz, die sich den 41. der insgesamt 40 Plätze zählenden Académie Française teilt. Stendhal, Flaubert, Gide oder der Biologe Jacques Monod gaben nichts auf akademische Ehren, Apollinaire, Debussy, Proust sind zu früh gestorben. Victor Hugo musste fünfmal Anlauf neh-

men, bis der Sprung 1841 ins Institut de France gelang, Émile Zola schaffte es auch beim 24. Mal nicht. In Ausnahmefällen konnte eine Mitgliedschaft rückgängig gemacht werden. Den Komponisten Max Bruch und Engelbert Humperdinck wurde nach Kriegsausbruch 1914 die Mitgliedschaft am Institut aberkannt, der Marschall Pétain verlor nach der Befreiung Frankreichs 1944 seinen Sitz. Mit den Frauen hielt die Männergesellschaft am Quai de Conti es unterschiedlich. Waren in der Malakademie schon unter dem Ancien Régime einige Künstlerinnen mit dabei, lehnte die Académie des Sciences noch 1910 die Nobelpreisträgerin Marie Curie in ihrem Kreis ab. Und bei der Académie Française ist der obligate Re-deanfang »Messieurs« seit der Wahl von Marguerite Yourcenar im Jahr 1980 überholt. Seit ein paar Jahren leitet mit der Russland-Spezialistin Hélène Carrère d'Encausse als Ständige Sekretärin sogar eine Frau die Geschäfte.

Dennoch haben die illustren Akademikerclubs Nachwuchsprobleme, vor allem an jungen, begabten Kandidaten. Wo wissenschaftliche Karrieren heute global gemacht werden, am besten gleich auf Englisch, und intellektuelle Gefechte lieber im Getümmel der Fernsehstudios ausgetragen werden als unter seinesgleichen im engen Kreis, verliert der grüne Frack an Attraktivität. Unter der Kuppel ist die Hoffnung längst aufgegeben, Persönlichkeiten wie Le Clézio, Philippe Sollers, Patrick Modiano anlocken zu können. Die scharfe Schere des französischen Geists zwischen Pomp und Genie, zwischen Stuck und Pflasterstein ist abgewetzt. Auch diese Nation schwenkt zögernd auf den Kurs des Konventionellen und Zeitgemäßen ein. Die Standfestigkeit der akademischen Palasthalter ist aber die beste Gewähr dafür, dass eines Tages auch wieder die aufregende Stunde der Palaststürmer schlägt.



Robert E. Norton

University, Inc. – Leitbild USA?

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass sich die deutschen Universitäten bei ihren gegenwärtigen Reformbestrebungen vor allem amerikanische Institutionen als Vorbild nehmen. War es doch die deutsche Universität, die umgekehrt vor mehr als 100 Jahren die gleiche Rolle in den Vereinigten Staaten spielte in der Gestaltung, ja sogar der Gründung von mehreren Hochschulen. Johns Hopkins University (1876), die erste, die sich nicht nur der Lehre, sondern auch und zwar vorrangig der Forschung widmete, wurde ausdrücklich nach dem deutschen Modell geschaffen. In dieser Hinsicht stand Johns Hopkins auch in den darauffolgenden Jahrzehnten bei vielen anderen amerikanischen Forschungsinstituten Pate, vornehmlich der University of Chicago (1890) und der Stanford University (1891), deren offizielles Motto, das auf ihrem Wappen prangt, sogar auf Deutsch zu lesen ist: »Die Luft der Freiheit weht«.

Doch die Gewichte haben sich seitdem diametral verlagert. Einer Statistik von 2009 zufolge sind unter den 20 führenden Universitäten der Welt 17 in den USA. Der höchste Platz auf der Rangliste, den eine deutsche Universität erreichte, war der 55., der von der Ludwig-Maximilians-Universität München eingenommen wurde.¹ Es bedürfte einer prinzipiellen Standhaftigkeit oder auch nur einer eigensinnigen Sturheit, wollte man der Versuchung widerstehen, die amerikanischen Universitäten nachahmen zu wollen, in der Erwartung oder zumindest der Hoffnung, dadurch vergleichbare Resultate in der Qualität der heimischen Institutionen zu erlangen. Doch weiß man genau, was man sich damit wünscht?

Lange funktionierte das Gemisch aus privaten und öffentlichen Universitäten in den USA als beispielhaft dafür, wie eine demokratische Gesellschaft ihre begabtesten Bürger, egal welchen sozialen Hintergrunds, für die wichtigen Geschäfte der Republik bilden könnte und sollte. Die großen staatlichen Systeme in New York, Kalifornien, Michigan und Illinois – Buffalo, Berkeley, UCLA,

Ann Arbor und Urbana-Champaign sind die Namen nur einiger der bekanntesten Campus – standen in der Güte und Breite der Forschung und Lehre den Mitgliedern der renommierten Ivy League in kaum etwas nach, ja in vielen Fällen warben sie die Stars von Yale, Princeton und Columbia ab. Mein erster Lehrer der Germanistik, Professor Stuart Atkins, war einst der Abteilungsleiter des German Department an der Harvard University, der führende Goethe-Experte in Nordamerika und ehemaliger Präsident der Modern Language Association, der größten und wichtigsten akademischen Organisation für die amerikanische Literaturwissenschaft. In den 1960er Jahren wechselte er, angeblich der gesunden Luft wegen, an die University of California, Santa Barbara, wo ich 1982 meinen BA machte. Damals betrug die Studiengebühren 90 US-Dollar pro Quartal, also ganze 270 Dollar im Jahr. Die Patrizier konnten ihren Nachwuchs immer an die bewährte Alma Mater an der Ostküste schicken, aber für mich persönlich und für Hunderttausende andere auch bedeutete die staatliche Universität: Elite auf Rabatt.

Doch diese Rechnung geht langsam nicht mehr auf, und das Gesellschaftsmodell, das davon sowohl abhing als auch profitierte, fängt an zu kippen. Wie Andrew Delbanco kürzlich in einem alarmierenden Beitrag für *The New York Review of Books*, »The Universities in Trouble« (14. Mai 2009), akribisch darlegte, laufen wir Gefahr, nicht mehr das Land zu sein, wo Talent und Fleiß allein ausreichen, um Erfolg im Leben zu haben. Der Grund? Die Universitäten, zumal in diesen Zeiten der Wirtschaftskrise, sind für viele, wenn nicht die meisten, einfach unerschwinglich geworden, und sie werden immer teurer. Heute kostet ein BA an einer privaten Universität, wie zum Beispiel an der University of Notre Dame, wo ich arbeite, weit mehr als 200 000 Dollar. Auch die staatlichen Institutionen, die in der Ära von Reagan und Bush immer mehr öffentliche Zuschussgelder einbüßten, sind gezwungen, ihre Gebühren auf ähn-



lich exorbitante Höhen zu heben und zugleich den Stipendien-Etat zu kürzen. 2008 betrug das Durchschnittseinkommen einer vierköpfigen Familie in den USA 50 000 Dollar und ist dazu im letzten Jahrzehnt nicht gestiegen, sondern gesunken. Praktisch bedeutet dies, dass zunehmend nur die obersten Schichten es sich leisten können, ihre Kinder studieren zu lassen. Der Rest muss ›Hamburger flippen‹.

Statt ihre historische Aufgabe zu erfüllen, die Schere zwischen Reich und Arm zu schließen, sind die Universitäten bei uns also nahe daran, Hauptagenten der Vergrößerung dieser Kluft zu werden. Das wäre schon schlimm genug, aber die dominante und immer noch wachsende Bedeutung von Geld in der Gestaltung und Selbstauffassung der Universität übt auch intern eine korrodierende Wirkung aus, die verheerende Folgen für ihren eigentlichen Zweck – die Mehrung des Wissens – haben könnte.

Eins der auffälligsten Phänomene in der amerikanischen Akademie der letzten Jahre ist das, was man die ›corporatization‹ der Universität nennen könnte, also die Annäherung an die Organisationsstrukturen, Praktiken und Sprachgepflogenheiten von großen Konzernen. ›Best practices‹, ›benchmarks‹, ›brainstorming‹ sind allesamt dem Bereich der Unternehmen entlehnt und bilden nunmehr unvermeidliche Leitmotive fast jeder Fakultätssitzung. Diese und ähnliche Phrasen werden besonders gern von Dekanen im Munde geführt, die noch höhere administrative Ambitionen hegen. Präsidenten von großen Universitäten, die von den Spenden ihrer Alumni abhängen, und das sind nicht mehr nur die privaten, sind vielerorts, überspitzt formuliert, zu Geldeintreibern mutiert. Selbst Professoren werden angehalten, sich diese Sichtweise anzueignen; mehr als einmal habe ich hören müssen, wie Studenten als ›Kunden‹ apostrophiert wurden. Die Universität ist längst zum Big Business geworden.

Die Wissenschaft als Großbetrieb? Das war einmal. Heute läuft die Universität Gefahr, sich in einen Konzern zu verwandeln, der nicht Wissen erzeugt, sondern Gewinn generierende Erzeugnisse produziert. Vielleicht klingt das allzu schwarzseherisch oder überzogen. Aber es gibt gute Gründe zu glauben, dass die potenziell größte Bedrohung der akademischen Freiheit an amerikanischen Universitäten nicht die gern verachtete und viel gefürchtete politische Korrektheit darstellt, sondern Geld.

Was tun? Natürlich muss Wissenschaft bezahlt werden – ohne Kohle keine Kernphysik –, aber das neoliberale

Modell, wonach die Nutznießer der Universität ihre eigene Existenz selber sichern müssen, hat womöglich mehr Schaden angerichtet als Selbstständigkeit geschaffen. Wer beständig darauf bedacht oder sogar gezwungen ist, gewinnorientiert zu operieren – und das sind inzwischen, wie gesagt, sowohl die privaten wie auch die nur noch dem Namen nach ›staatlichen‹ Universitäten –, betreibt nicht mehr Wissenschaft, sondern vertritt eine Interessengesellschaft. Es ist heute keine Seltenheit, dass Entscheidungen getroffen werden – Studenten werden zugelassen oder nicht, Fachdisziplinen gekürzt oder gestrichen, Professoren eingestellt oder entlassen – aufgrund finanzieller, nicht sachbezogener Erwägungen. Damit wird nicht der Wahrheitssuche gedient, sondern den Aktionären.

Am wichtigsten, scheint mir, wenn auch am schwersten zu erreichen, wäre die Entbindung von Wissenschaftseinrichtungen wie den Akademien von der Notwendigkeit, sich selber zu finanzieren, will sagen, ihre völlige Entkoppelung vom Geschäft. Akademiker können und sollen vieles, aber Geldverdienen ist zumeist nicht ihre Stärke. Dabei gibt es schon Alternativen: Das Institute for Advanced Study in Princeton, das anderen ähnlichen Institutionen Pate gestanden hat, bildet eine Oase nicht nur für ungestörte Forschung, sondern auch für die Freiheit von der erforderlichen Einwerbung von Drittmitteln. Und das Institut steht keineswegs nur Humanisten oder Mathematikern offen, die wenig mehr benötigen als einen Bleistift und einen Stuhl: In den mehr als 70 Jahren seines Bestehens haben Forscher dort beispielsweise entscheidende Impulse für die Entwicklung von Computern und die theoretischen Fundamente für Software geliefert. Die Spieltheorie, ein wichtiges Instrument in der heutigen Wirtschaftswissenschaft, wurde dort entworfen. Die Teilchen- und die Astrophysik ebenso wie die theoretische Meteorologie wurden durch grundlegende Arbeiten am Institute vorangetrieben. Natürlich werden die Geisteswissenschaften am Institut auch nicht vernachlässigt: Um nur ein Beispiel zu nennen, wurde die Kunstgeschichte als eigenständige Disziplin in den USA maßgeblich in Princeton in die Wege geleitet. Vergleichbares ließe sich über andere Institutionen sagen: das Center for Advanced Studies in the Behavioral Sciences in Stanford, wo Thomas Kuhn sein Paradigma-wechselndes Buch über den Paradigmenwechsel in den Naturwissenschaften geschrieben hat und Edward Said sein *Orientalism* konzipierte; schließlich der Research Triangle Park



in North Carolina, der 1958 gegründet wurde und heute eine der führenden unabhängigen, gemeinnützigen Forschungs- und Entwicklungsorganisationen der Welt ist. Hervorstechendes Merkmal aller dieser Institute ist, dass sich keiner der dort Arbeitenden um die Sicherung des Lebensunterhalts kümmern muss, sondern ausschließlich – und frei – seinen Projekten widmen kann.

Natürlich hat nicht jeder das Glück, permanentes Mitglied an einem solchen Forschungsinstitut zu sein, und viele wollen den oft stimulierenden Kontakt mit den Studenten nicht missen. Aber das dort bewahrte Prinzip der uneingeschränkten Autonomie und Selbstbestimmung, das heute so oft an Universitäten kompromittiert wird, die auf Zuwendungen von interessierten Parteien angewiesen sind, sollte als oberste Richtlinie bei allen Überlegungen gelten, wie man andernorts – zum Beispiel in Deutschland – die eigenen akademischen Institutionen umstrukturieren sollte. Es ist allzu leicht, dieses Prinzip aus den Augen zu verlieren, in dem Bestreben, es den beneideten oder nur bewunderten amerikanischen Universitäten gleichzutun, die so viel auf Wettbewerb, Renommee und eine ständig wachsende Kapitalausstattung setzen, dass sie ihrerseits ihre wahre Aufgabe vernachlässigen oder gar untergraben. Denn wenn eine akademische Einrichtung so zielstrebig den finanziellen Erfolg anvisiert, ja den Erfolg allein nach ökonomischen Maßstäben misst, so wird sie, sollte das Geld einmal ausbleiben, nicht nur vor einem wirtschaftlichen, sondern auch vor einem intellektuellen Ruin stehen. Dies gilt es zu bedenken, wenn das Leitbild Amerika nicht zum allgemeinen Leitbild werden sollte.

Lars Trägårdh

Zwischen Staat und Zivilgesellschaft

Akademien in den USA und Europa

Seit der Zeit, als Platon jene philosophischen Dialoge im heiligen Olivenhain schuf, die Athene, der Göttin der Weisheit, gewidmet waren, haben sich aus Idee und Praxis der ›Akademie‹ viele verschiedene Arten von Institutionen entwickelt. Manche davon unterscheiden sich in Charakter und Zielsetzung ziemlich radikal von dem, was Platon im Sinn hatte. Tatsächlich haben sich einige der berühmten Nachfolgerinnen, etwa die Académie Française, weniger in den Dienst der universellen Wahrheit und Schönheit gestellt, als sich vielmehr einer weitaus überschaubareren und beschränkteren Aufgabe angenommen – in diesem Fall des Lobpreises der französischen Nationalkultur und vor allem des Schutzes der ›Reinheit‹ der französischen Sprache. Und andere haben sich zu regelrechten Vehikeln entwickelt, die ›ideologisch korrektes‹ Wissen für politische Parteien und andere Interessengruppen produzieren.

Im Folgenden geht es um die modernen Akademien und ähnliche Einrichtungen, die andere Namen führen können. Als gemeinsamen Anspruch postulieren viele von ihnen, in der Nachfolge Platons der Göttin Athene dienen zu wollen, in Wahrheit aber dienen sie einer Vielzahl von Göttern. In manchen Fällen, nicht zuletzt in Europa, stehen sie in Verbindung mit der Politik eines Staates und den staatlichen Universitäten, und anderswo, besonders in den USA, sind sie ein vom Staat weitgehend autonomer Ausdruck einer lebendigen Zivilgesellschaft.

Akademie und Nationalismus im modernen Europa

Die moderne Neuerfindung der antiken Universität ist verknüpft mit dem Aufkommen des Nationalismus in Europa. Nach dem Vorbild der Académie Française, die bereits 1635 gegründet wurde, entstand bis zum Ende des 18. Jahrhunderts europaweit eine Anzahl von Akademien, die gewährleisten sollten, dass die jeweilige Landessprache richtig kodifiziert und standardisiert wurde. Parallel zu diesen Entwicklungen begannen Historiker

sich darum zu bemühen, den Ruhm und die Ehre der Nation im Geiste Herders in den Blick zu rücken, indem sie sich weniger auf den König als vielmehr auf das Volk und seine Kultur konzentrierten.

Im Zeitalter des Nationalismus trugen die landeseigenen Universitäten selbstbewusst Sorge dafür, dass die Macht des Wissens fest an den Nationalstaat gebunden wurde. So wie das Aufkommen der öffentlichen Schulpflicht dazu diente, die Massen zu ›verstaatlichen‹, so ›verstaatlichten‹ die nationalen akademischen Institutionen die Eliten. Vorbei waren die Tage, in denen die europäischen Gelehrten miteinander in Latein kommunizierten sowie eine gemeinsame kosmopolitische Kultur und einen transnationalen Sinn für Identität teilten, der sie mehr mit Athene und Platon verband als mit ihren jeweiligen Landsleuten.

Dieses Muster setzte sich in ganz Europa durch, auch wenn Staaten wie Deutschland oder Italien, die sich erst spät zusammenschlossen und eine föderale Struktur beibehielten, Akademien hervorbrachten, die mehr an Teilstaaten und Städte gebunden waren, als es in älteren und zentralistischer geprägten Staaten wie England, Frankreich oder Schweden der Fall war. Die schwedische Akademie ist auch diejenige unter den alten Akademien, die heute weltweit am prominentesten in Erscheinung tritt, und die – dank der Macht, den jährlichen Nobelpreis zu verleihen – den Anspruch erhebt, für universelle Werte, für ewige Wahrheit und Schönheit einzutreten, obschon sie auf der Basis nationalistischer Prinzipien im engeren Sinne gegründet wurde. 1786 ins Leben gerufen, war es ihr vorrangiges Ziel, die »Reinheit, Stärke und Erhabenheit der schwedischen Sprache« zu fördern.

Dieses historische Erbe begleitet uns immer noch. Obwohl aktuell die Entstehung kleinerer Think Tanks Aufwind hat, die oft in Verbindung mit politischen Parteien oder Interessengruppen stehen, nehmen sich diese Einrichtungen im Vergleich zu den staatlichen Riesen



wie Zwerge aus. Universitäten und Akademien sind noch immer staatlich kontrolliert oder stark abhängig von öffentlichen Geldern. In Deutschland sind die acht führenden Akademien in der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften zusammengeschlossen. Eine davon ist beispielsweise die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, deren Spuren sich bis zur Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften zurückverfolgen lassen, die 1700 von Gottfried Wilhelm Leibniz unter dem Protektorat des Kurfürsten Friedrich III. gegründet wurde. Charakteristisch ist, dass sie durch die Regierungen Berlins und Brandenburgs finanziert wird.

Die autonome Akademie: Demokratie in Amerika

Wenn die Gründungsidee Europas im Nationalismus liegt, so gründet sich die amerikanische Verfassung auf einem ganz anderen Prinzip: dem der Trennung von Kirche und Staat. Aus diesem entscheidenden Grundsatz folgt auch die Trennung von Staat und Akademie. Denn tatsächlich kamen nicht nur die Kirchen und Universitäten, um ihren Platz als eine von vielen Gemeinschaften in der pluralistischen Zivilgesellschaft der USA zu finden, sondern auch die »Nationen« – diejenigen Gemeinschaften, die auf ethnischer Identität beruhen, angefangen bei den nicht-englischen Immigranten aus Deutschland, Skandinavien, Irland und anderen europäischen Ländern bis hin zu den nachfolgenden Ankömmlingen aus der ganzen Welt, wie es Alexis de Tocqueville in den 1830er Jahren so lebendig beschrieben hat. Diese radikale Trennung von Staat und Kirche, von Staat und Nation und von Staat und Akademie steht in völligem Gegensatz zu der Lage in Europa, wo der gleichmachende Nationalstaat dem Prinzip des *einen* Staates, *einer* Nation, *einer* Religion und *eines* staatlichen Bildungssystems Vorrang gewährte.

Demgemäß sind amerikanische Universitäten wie Harvard, Yale oder Princeton allesamt von Religionsgemeinschaften gegründet worden und fanden später Unterstützung von privaten Geldgebern aus der bürgerlichen Gesellschaft. Das bedeutet nicht, dass es keine Versuche seitens der Staatsregierungen gegeben hätte, die aufkommenden Universitäten und Akademien zu »verstaatlichen« – tatsächlich gibt es verschiedene Beispiele für derartige Versuche, inspiriert von Thomas Jeffersons demokratischem Argwohn gegenüber jenen Institutionen, die von Eliten dominiert waren. Jedoch

widerstanden die bedrohten Einrichtungen erfolgreich diesen Versuchen der Vereinnahmung. Durch eine Reihe von Schlüsselentscheidungen des Supreme Court wurden wichtige gesetzliche und konstitutionelle Präzedenzfälle geschaffen, welche die Freiheit dieser akademischen Institutionen von staatlicher Einmischung garantierten, wie beispielsweise in dem berühmten Fall von 1819, als der Gerichtshof gegen den Staat Connecticut entschied, der versuchte, das Dartmouth College zu »verstaatlichen«.

Ebenso wichtig war die finanzielle Autonomie, welche die Akademien und Stiftungen erreichen konnten. Nachdem die Unabhängigkeit der noch jungen Universitäten und Schulen erfolgreich vor den Gerichten verteidigt wurde, konnten diese von den Steuervorteilen profitieren, die den Kirchen bereits zugesichert worden waren. Durch ein komplexes Netz von Gesetzen, Regeln und Praktiken wurden sie von einer Vielzahl von Steuern befreit, zunächst vorwiegend von der Vermögenssteuer. Erst viel später, als im frühen 20. Jahrhundert sowohl die Bundesregierung als auch die einzelnen Staaten Einkommenssteuern, Umsatzsteuern und viele andere Abgaben erhoben, wurde dieses Prinzip ausgeweitet – zum Beispiel wurden Bildungseinrichtungen ausgenommen, als die bundesweite Einkommenssteuer im Jahr 1913 eingeführt wurde.

Ein weiterer wichtiger Faktor war das Recht auf steuerliche Vergünstigungen für diejenigen, die Spenden an »wohlätige« Organisationen abführten, Bildungseinrichtungen eingeschlossen. Es war privaten Spendern ebenso wie Körperschaften und Stiftungen erlaubt, von ihrem zu versteuernden Einkommen den vollen Betrag ihrer Spenden abzuziehen, was im Falle von Privatpersonen bis zu 50 Prozent und im Falle von Körperschaften bis zu 10 Prozent des Gesamteinkommens ausmachen durfte, wodurch die Kosten einer solchen Spende radikal vermindert wurden. Diese Gesetze stehen symbolisch für die Anerkennung der Wichtigkeit von Spenden, und sie stehen dafür, dass die finanzielle Unabhängigkeit von Universitäten und anderen gemeinnützigen Organisationen vom Staat als eine entscheidende politische und konstitutionelle Angelegenheit betrachtet wurde. Unter diesen Voraussetzungen vermochten Universitäten, Akademien, Forschungsinstitute und wissenschaftliche Stiftungen eigenes Vermögen zu bilden, das eine tragfähige Basis für den Aufbau von staatsunabhängigen Programmen und einer eigenen Forschungspolitik schuf.



Dies bedeutet nicht, dass der Staat keine Rolle in den USA spielte oder dass dieses Muster gleichermaßen für das ganze Land Geltung hatte. Der *indirekte* Einfluss des Staates durch die erwähnten steuerlichen Maßnahmen war und ist immens – ebenso wie der *direkte* Einfluss, der etwa in Form ausgedehnter, von der Bundesregierung finanzierter Forschungsprojekte zum Tragen kam. Außerdem wurden de facto nationale Akademien nach europäischen Richtlinien geschaffen, zum Beispiel die 1769 gegründete American Philosophical Society. Auch entstanden staatliche Finanzierungsfonds, die von zentraler Bedeutung für die universitäre Forschung in den USA waren, wie beispielsweise die NSF (National Science Foundation) und die SSRC (Social Science Research Foundation). Hier schließt sich an, dass in weiten Teilen des Landes – besonders an der Westküste und in den nördlichen Staaten des Mittleren Westens – die durch Steuern finanzierte staatliche Universität eher die Regel als die Ausnahme geworden ist. Wenn Harvard, Yale und Princeton die *private* Ostküsten-Universität verkörpern, dann ist die Universität von Kalifornien in Berkeley ein Beispiel für die Tradition der großen *öffentlichen* Universitäten in den Vereinigten Staaten.

Akademie und Demokratie

Wichtig bleibt also festzustellen, dass sowohl in Europa als auch in den USA eine Mischung von staatlichen und privaten Akademien, Forschungstiftungen, Instituten, Think Tanks und Universitäten anzutreffen ist. Gleichwohl herrscht in den Vereinigten Staaten das Prinzip, dass diese Einrichtungen autonom und in der Zivilgesellschaft verankert sind und keinesfalls Instrumente des Staates oder abhängig von staatlicher Finanzierung. Das gilt heute – mit dem Aufkommen einer Überfülle unabhängiger Think Tanks und philanthropischer Stiftungen – mehr denn je. Es handelt sich hierbei um eine Entwicklung, welche die amerikanische Form der Demokratie betont, bei der Gewaltenteilung und religiöse Freiheit eine große Rolle spielen. Gleichzeitig basiert sie auf einer gewissermaßen negativen Sicht des Staates und des öffentlichen Sektors, was Belange der Bildung betrifft (ebenso verhält es sich mit dem Gesundheitssektor, wie der Verlauf der aktuellen Debatte zur Frage der Finanzierung des Gesundheitswesens in den Vereinigten Staaten deutlich zeigt).

Offensichtlich gilt es jedoch, in der Frage der Demokratie mindestens zwei Perspektiven, die wir den liberalen

und den demokratischen Standpunkt nennen könnten, zu unterscheiden. Wenn die Amerikaner die Vorherrschaft von Pluralismus, Gewaltenteilung sowie Wettbewerb hervorheben und den Staat gern in sicherem Abstand wissen, dann legen die Europäer großen Wert auf demokratische Kontrolle, Transparenz und öffentliche Finanzierung. Von amerikanischer Warte aus gesehen erscheinen der Mangel an Pluralismus und die große Machtkonzentration in den Händen der jeweiligen europäischen Staaten befremdlich. Vom europäischen Standpunkt aus erscheint es allerdings gleichermaßen befremdlich, dass der amerikanischen Zivilgesellschaft – insbesondere auch den Universitäten, Akademien, Forschungsinstituten, Think Tanks und Stiftungen – häufig interne demokratische Strukturen fehlen. Für Außenstehende bleiben diese Strukturen weitgehend undurchsichtig, obwohl hier enorme Mengen an Geld verwaltet werden und folglich der Einfluss auf die US-amerikanische Forschungsplanung in öffentlichen und privaten Institutionen beträchtlich ist.

Die Frage, die sich für Europa stellt, lautet daher: Kann man den amerikanischen Pluralismus mit seiner Tradition von unabhängigen Akademien mit der europäischen Tradition von demokratischer Kontrolle der wissenschaftlichen Produktion kombinieren?

Aus dem Englischen von Melanie Kern



Oben: *not-fly-1*

Seite 8: *transfigure-nietzsche-1*

Seite 20: *dreammachine-4*

Seite 32: *nietzsche-bynite-1*

Seite 46: *transfigure-nietzsche-4*

Seite 56: *transfigure-nietzsche-2*

Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Die Bilder von Tyyne Claudia Pollmann

Tyyne Claudia Pollmann lebt und arbeitet in Berlin. Sie studierte Medizin und Philosophie in Düsseldorf und Berlin (1. Staatsexamen Medizin). Nach dem Kunststudium an der Königlichen Akademie KASK Antwerpen und an der Hochschule der Künste Berlin war sie dort Meisterschülerin bei R. Horn. Gastprofessuren führten sie an die Hochschule für bildende Künste Bern und an die Hochschule für bildende Künste Braunschweig, ihre Arbeiten wurden unter anderem in Düsseldorf, Zürich, Berlin, Hamburg, Wiesbaden, Neapel, Hannover, Aachen, Karlsruhe, Meran, Bonn, Bremen, Freiburg im Breisgau, Bern, Syke und Wien ausgestellt (www.t-c-pollmann.de und www.stopcounting.de).

Die künstlerische Tätigkeit ist in Form von inter- und transdisziplinären Projekten strukturiert. Bis zum Jahr 2000 lag der Schwerpunkt der Auseinandersetzung im Bereich der Medizin mit der Analyse und Transformation grundlegender Ordnungsstrukturen und deren Implikationen. Es folgten Projekte und Kooperationen, bei denen die Rolle des Computers für eine Erschließung und Transformation von Wirklichkeit entscheidende Bedeutung erlangte. Diese Beschäftigung führte in den Bereich der Physik und Mathematik. Zentral stellt sich in den Arbeiten die Frage nach den grundlegenden Mustern für unsere Wahrnehmung von Wirklichkeit. Die abgebildeten Werke sind Computersimulationen, in denen Spiegelungen und Abbilder als Informationsquelle für Wirklichkeit vorgeführt werden. Die unabdingbaren Verzerrungen und Infragestellungen korrespondieren mit der Fragilität des Glases, das in seiner Formenvielfalt den Blick auf sich zieht und erst auf den zweiten Blick inhaltliche Unbestimmtheiten und Zweifel preisgibt. Die Nähe zwischen philosophischer Erkenntnistheorie und naturwissenschaftlicher Exploration von Wirklichkeit wird hier auf ungewöhnliche Weise künstlerisch präsent. Was haben wir wirklich vor uns?



Hartmut Hecht

Ein Malouin als Präsident

Vor 250 Jahren, am 27. April 1759, starb in Basel der Président perpétuel der Académie Royale des sciences et belles-lettres de Prusse, Pierre Louis Moreau de Maupertuis.

Wenn Diderot über Leibniz sagte, er sei ein Mann gewesen, der gut und gerne auch eine ganze Akademie allein hätte repräsentieren können, so darf man von Maupertuis behaupten, dass er die von Leibniz gegründete Akademie zu ihrer ersten Blüte führte. Dafür bedurfte es neben organisatorischem Talent und Durchsetzungskraft auch der Fähigkeit, den Geist der Zeit auf Begriffe zu bringen.

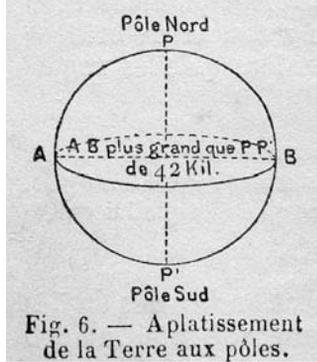
Tatsächlich war Maupertuis das, was man zu seiner Zeit einen ›philosophe‹ nannte, jemand, der in mehreren Disziplinen zu Hause war und diese nach gemeinsamen Prinzipien durchmusterte. ›Esprit systématique‹ hieß das Zauberwort, in dem sich für ihn der Elan dieser Epoche zusammenfasste. Systematisch zu philosophieren bedeutete, einen Formwandel des wissenschaftlichen Wissens hin zum modernen Forschungsbetrieb auf den Weg zu bringen, der in seiner Konsequenz die Reorganisation der gesamten Wissenschaftslandschaft auf die Tagesordnung setzte. In Berlin war es Maupertuis, unter dessen Präsidentschaft dieser Wandel zur regulativen Idee der Neuorganisation der Akademie wurde.

Geboren am 28. September 1698 in St. Malo, studierte er in den Jahren 1714 bis 1716 am Collège de la Marche in Paris. Bis auf diese Jahre absolvierte er kein längeres Universitätsstudium. Der Malouin Maupertuis machte sich an Ort und Stelle mit den neuesten Entwicklungen der Wissenschaft vertraut. Er studierte den Newtonianismus seiner Zeit direkt in London und ließ sich bei Johann I. Bernoulli in Basel mit den neuesten Methoden und Möglichkeiten der Mathematik vertraut machen, wobei er insbesondere auch die Vorzüge des Leibniz'schen Symbolismus schätzen und Leibniz' Metaphysik kennenlernte. Mit 30 Jahren war Maupertuis bestens über die wissenschaftlichen Trends und philosophischen Front-

stellungen seiner Zeit orientiert. Seine akademische Karriere war bis dahin atemberaubend: Bereits 1723 wurde er Adjoint mécanicien, 1725 Associé géomètre und 1731 Pensionnaire géomètre der Pariser Académie des Sciences. Der ganz große Durchbruch aber stand noch aus.

Voltaire hatte in seinen berühmten *Englischen Briefen* gespottet, dass ein Franzose, der nach London kommt, alles in der Weltweisheit verändert vorfindet. Zu Paris stellt man sich, wie er schrieb, die Erde wie eine Melone vor, zu London ist sie auf beiden Seiten platt. Die griffige Metapher beschreibt den Skandal der Vernunft dieser Zeit. Zwei Theorien, die des Descartes und die Newtons, erklärten ein und denselben Sachverhalt, die Veränderung der Gestalt der Erde, durch deren Rotation und kamen doch zu entgegengesetzten Schlussfolgerungen. Maupertuis, nun schon Sous-directeur der Pariser Akademie, schlug ein Experimentum crucis vor, das bis dahin seinesgleichen suchte. Zwei Expeditionen sollten ausgerüstet werden, um in der Nähe des Polarkreises und in der Nähe des Äquators einen Meridian zu vermessen und so die Entscheidung über die Gestalt der Erde herbeizuführen. Maupertuis selbst leitete die Lappland-Expedition, die als logistische und messtechnische Meisterleistung in die Annalen der Wissenschaftsgeschichte eingegangen ist. (Den dafür speziell gefertigten Quadranten hat Maupertuis übrigens der Berliner Akademie geschenkt. Er befindet sich heute in der Sternwarte Babelsberg.) Das Ergebnis der Messungen war ein klares Votum für Newtons Theorie. Das aber war so in Paris nicht erwartet worden. Wie sich ehemals die Kardinäle weigerten, in Galileis Fernrohr zu schauen, so wurden nun die Fakten angezweifelt. Das Ringen um die Anerkennung der Expeditionsergebnisse dauerte Jahre, doch dann wurde der Marquis du cercle polaire zu einem der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit.

Der Erfolg war so überwältigend, dass Voltaire triumphierte: Ihr seid dem Messias gleich, drei Könige laufen



Euch nach. Denn die nun ergangene Offerte Friedrichs II. zur Reorganisation der Berliner Akademie war nur eines der ehrenvollen Angebote, die Maupertuis in dieser Zeit erreichten. Die Wahl fiel auf Berlin. Die Ernennung zum Akademiepräsidenten durch den König erfolgte am 1. Februar 1747, und am 10. Mai trat das neue Reglement in Kraft.

Maupertuis übte die Aufsicht über die Akademie mit Autorität und Leidenschaft aus. Kaum eine ihrer Angelegenheiten blieb von ihm unbedacht. Gewinnung neuer Mitglieder, Gehaltsverhandlungen, Änderungen des Reglements, selbst die Anstellung eines Gärtners, der französisch sprechen sollte, ließ er sich nicht nehmen. Gleichzeitig entfaltete er eine rege Publikations- und Forschungstätigkeit. Seine Interessengebiete erstreckten sich auf verschiedene naturwissenschaftliche Disziplinen, auf Moralphilosophie, Sprachwissenschaft und Kosmologie. Was diese Arbeiten insbesondere auszeichnete, war die Suche nach übergreifenden Prinzipien wie dem Prinzip der kleinsten Wirkung, das bis heute in der Physik gilt. Durch solche Prinzipien gestützt, entwickelte er Hypothesen, die für sich genommen hochspekulativ waren, auf dem Hintergrund seiner Wissenschaftsmethodologie jedoch nicht selten zu neuen Horizonten führten. So untersuchte er etwa die Sechsfingerigkeit, um zu statistischen Gesetzen solcher Abweichungen zu gelangen. Er vermutete eine Veränderung der Neigung der Erdachse als Ursache für Klimaänderungen und spekulierte über kosmische Katastrophen zur Erklärung ausgestorbener Arten. Maupertuis philosophierte über den Ursprung der Sprache und entwarf einen ›Glückskalkül‹.

Viele seiner Arbeiten sind in Essayform abgefasst. Sie sind kurz und eher abwägend als apodiktisch behauptend. Nicht selten versuchte er, einen neuen Gedanken für den wissenschaftlichen Diskurs annehmbar zu machen, indem er ihn in Form einer Frage vortrug. Wenn D'Alembert in seinem berühmten »Discours préliminair« zur *Encyclopédie* Maupertuis' Mut herausstreicht, sich als Erster der französischen Akademiker offen zu Newton bekannt zu haben, so bestand dieser Mut darin, die Gültigkeit der Newton'schen Theorie als Frage zu erwägen.

Über weite Strecken seiner Berliner Zeit war Maupertuis zweifellos ein erfolgreich agierender Präsident und ›homme de lettres‹. Man findet ihn zudem als geistreichen Unterhalter an der Tafel Friedrichs II. in Sanssouci und bei der Beaufsichtigung des Baus der Berliner Hedwigskathedrale. Indessen hatte er nicht bei allen seinen

Handlungen eine glückliche Hand. Das Bild von Maupertuis heute ist vor allem durch eine Affäre geprägt, die zu Beginn der fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts kaum einen europäischen Gelehrten unberührt ließ. Ihren wissenschaftlichen Anknüpfungspunkt fand sie in dem berühmten Maupertuis'schen Prinzip, wonach in der Natur nur solche Veränderungen stattfinden, für die eine bestimmte Größe, die Wirkung, den geringsten aller möglichen Werte annimmt. Nach Samuel König, einem Schweizer Gelehrten, den Maupertuis noch aus Baseler Zeiten kannte und dessen Aufnahme in die Akademie er betrieben hatte, sollte dieses Prinzip bereits Leibniz bekannt gewesen sein. Dieser Sachverhalt wurde schnell zum Ausgangspunkt eines Prioritätsstreits, bei dem es schon bald nicht mehr um das Prinzip, sondern um einen autoritären Präsidenten, die Reputation der Akademie, um die Freiheit der Wissenschaft und nicht zuletzt auch um ganz persönliche Rivalitäten ging. Den Schlüsseltext zu dieser ›affaire‹ steuerte Voltaire mit seiner *Diatribes des Dr. Akakia* bei, in der er genüsslich Brief für Brief aus Maupertuis' gerade erschienenen *Lettres* an der Spottlust seines überragenden Geistes zerschellen ließ. Von der Wirkung dieser Diatribe in der ›république des lettres‹ hat sich Maupertuis nie wieder erholt. Friedrich II. resümierte später: »Voller Entrüstung über diese Falschheit ließ ich in einer Anwendung von Zorn diese Schmähschrift verbrennen; bald darauf aber bereute ich, mich in die literarischen und akademischen Streitigkeiten dieser beiden Toren gemischt zu haben.«

Versucht man heute, die Ereignisse etwas sachlicher zu beurteilen, so wird man sagen, dass es sich um typische Geschehnisse einer Übergangszeit handelte. Es war klar, dass sich die Wissenschaften in einem Umschichtungsprozess befanden. Zu welchen Ergebnissen dieser aber führen würde, blieb weithin unausgemacht. Das war eine Zeit, in der sich der fantasievolle ›homme d'action et de réflexion‹ Maupertuis wohlfühlte, ein Epochenumbruch, den er nicht unwesentlich mitgeprägt hat.



Ute Tintemann

»Die Akademie aber hat es rein nur mit der Wissenschaft an sich zu thun«

Wilhelm von Humboldt und die Akademie der Wissenschaften

Wenn heute der Name Wilhelm von Humboldt vor allem mit dessen Bemühungen um die Reform des preußischen Schulwesens und der Gründung der Berliner Universität vor 200 Jahren verbunden wird, so müsste doch sein Name aus zwei Gründen zugleich in einem Atemzug mit dem der Akademie der Wissenschaften genannt werden. Der eine hat mit dem Wissenschaftspolitiker, der andere mit dem Forscher Wilhelm von Humboldt zu tun: Als Leiter der Sektion für ›Unterricht und Kultus‹ hat er in den Jahren 1809/1810 die Reorganisation der Berliner Akademie maßgeblich in die Wege geleitet und somit für deren grundlegende Modernisierung gesorgt. Was den Sprachforscher betrifft, so geht seine öffentliche Wirkung bis heute zu einem großen Teil auf seine in der Akademie gehaltenen Vorträge zurück. Nur dort – in der Akademie – hat Humboldt die Ergebnisse seiner theoretischen und empirischen Sprachstudien zwischen 1820 und 1831 in Vorträgen präsentiert und fast ausschließlich dort in den Abhandlungen der Akademie publiziert.

Zur Reorganisation der Akademie

Vor allem aus Verpflichtung gegenüber König Friedrich Wilhelm III. hatte Humboldt, der lieber erneut als preußischer Botschafter nach Rom zurückgekehrt wäre, am 20. Februar 1809 seiner Ernennung zum Leiter der Sektion für Unterricht und Kultus zugestimmt, und eher unfreiwillig begab er sich im April desselben Jahres nach Königsberg, wo der Hof seit der napoleonischen Besetzung residierte. Dass er dort in Gegenwart des Königs und der Minister Dohna und Hardenberg jedoch mehr erreichen konnte als in Berlin, dokumentiert ein Brief an seine Frau Caroline vom 18. August 1809:

»So wirst Du vermutlich sehr bald von einem sehr großen und schönen in den Zeitungen lesen, das ich eben durchgesetzt habe. Die Universität in Berlin, die wirklich beschlossen ist, die beiden Akademien, und alle Institute,

wie Bibliothek, Sternwarte, Kunstkammer usf. werden in eine große Anstalt vereinigt, der König gibt ihnen eine ansehnliche Summe an Einkünften, die auf wirkliches Eigentum gegründet, aber nur nach und nach, wenn sich die Finanzen bessern, vollkommen gezahlt werden, und schenkt der Universität das Heinrichsche Palais und der Akademie das ganze Gebäude, wo sie jetzt nur eben die Hälfte hatte und sonst noch Ställe darin waren. Ich habe die Unterhandlung darum wirklich mit vieler Mühe seit zwei bis drei Monaten betrieben, aber nun ist die Kabinettsorder gekommen.« (von Sydow 1909, S. 223)

Humboldt war ein großer Coup gelungen. In politisch und finanziell unsicheren Zeiten konnte er den König dafür gewinnen, per Kabinettsorder nicht nur die Universitätsgründung in die Wege zu leiten, sondern zudem den Weiterbestand der Akademien zu besseren Konditionen zu sichern. Auch wenn, wie erst kürzlich angemerkt wurde, die Akademie der Wissenschaften durch die Reorganisation ihre eigenen Einkünfte verlor, indem sie das Kalenderprivileg abgeben musste und die ihr bis dahin zugehörigen »Hilfsinstitute« wie der Botanische Garten, das anatomische Theater und die Sternwarte in die Unabhängigkeit überführt wurden, so ist es vor dem Hintergrund der damaligen Situation der Akademie als verknöchertes und reformbedürftiger Institution keinesfalls selbstverständlich, dass diese überhaupt überlebt hat. Ebenso wie sein Bruder Alexander schätzte Humboldt nämlich die bisherigen Leistungen der Akademien im Allgemeinen und der Berliner Akademie im Besonderen nicht besonders hoch ein: »In neueren Zeiten hat sich keine sonderlich ausgezeichnet, und an dem eigentlichen Emporkommen deutscher Wissenschaft und Kunst haben die Akademien wenig oder gar keinen Antheil gehabt« (GS X, S. 257f.). Trotzdem plädierte er nicht für eine Abschaffung derselben, vielmehr sah er in der Trias aus Universität, Akademie und »Hilfsinstituten« sowie



ihrer Zusammenführung »zu einer Anstalt« einen Garanten für die Beförderung und Freiheit der Wissenschaften. Die »Hilfsinstitute« sollten als – modern ausgedrückt – Wissenschaftseinrichtungen von beiden Institutionen für die Forschung genutzt werden. Die Universität sollte demgegenüber Lehre und Forschung miteinander verbinden und zugleich der Ort sein, an dem die Ausbildung der Lehrer stattfindet. Die Akademie hingegen sollte sich »als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft«, wenn auch in enger Zusammenarbeit mit der Universität, ausschließlich der Forschung und der Generierung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse widmen.

Ihre wichtigste Rolle sieht Humboldt in diesem Kontext in der Diskussion aktueller Forschung: »Die Akademie [...] ist eine Gesellschaft, wahrhaft dazu bestimmt, die Arbeit eines Jeden der Beurteilung aller zu unterwerfen« (GS X, S. 258). In ihrer ausschließlichen Funktion als »Freistätte der Wissenschaft« müsse sie nach Humboldt »die vom Staat am meisten unabhängige Corporation« sein.

Institutionelle Unabhängigkeit auf der einen und wissenschaftlicher Austausch auf der anderen Seite tragen nach Humboldt dazu bei, dass sich die einzelnen Institutionen bei ihren wissenschaftlichen Anstrengungen gegenseitig befruchten und zu neuen Forschungen anregen können. Humboldt überträgt an dieser Stelle einen in Bezug auf die Bildung des Individuums entwickelten Gedanken auf die Wissenschaft: Der »Einseitigkeit entgeht er [der Mensch], wenn er die einzelnen, oft einzeln geübten Kräfte zu vereinen [...] und statt der Gegenstände, auf die er wirkt, die Kräfte, womit er wirkt, durch Verbindung zu vervielfältigen strebt« (GS I, S. 107). So wie der Mensch nur im Miteinander, in seinem gesellschaftlichen Handeln seine Kräfte am weitesten ausbilden könne, so kommt die Wissenschaft nur dann nicht zum Stillstand, wenn sich die Wissenschaftler »durch Verbindung« insofern »zu vervielfältigen« suchen, als »zwischen Wissenschaft und Akademie ein Wettstreit und Antagonismus und eine solche Wechselwirkung entsteht, dass, wenn man in Ihnen einen Excess und einen Mangel an Thätigkeit besorgen muss, sie sich gegenseitig von selbst in's Gleichgewicht bringen werden« (GS X, S. 259). Ein solcher »Wettstreit und Antagonismus« wird in Humboldts Überlegungen auch dadurch hervorgerufen, dass nicht alle Mitglieder der Universität zugleich Akademiker sein müssen und umgekehrt: »Mehrere Gelehrte müssen füg-

lich Universitätslehrer und Akademiker sein, aber beide Institute müssen auch andere besitzen, die nur jedem allein angehören« (ebd.).

Inwieweit Humboldt bei diesen Überlegungen seine eigene Situation und die seines Bruders als Gelehrte und Akademiemitglieder im Sinn hatte, darüber kann an dieser Stelle nur spekuliert werden. Im Gegensatz zu seinem Bruder Alexander hat Wilhelm jedoch die von ihm selbst vorgeschlagene Möglichkeit, dass Akademiker das Recht erhalten, »auch ohne weitere Habilitation Vorlesungen zu halten, ohne jedoch dadurch Mitglied der Universität zu werden« (ebd.), nicht genutzt.

Diese in der Denkschrift »Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin« (GS X, S. 250–260) formulierten Überlegungen sind teilweise in die neuen Statuten der Akademie von 1812 eingeflossen. An deren Formulierung und auch an der Umsetzung seiner Vorschläge hat Humboldt selbst nicht mehr mitgewirkt, nachdem er im Sommer 1810 von der Leitung der Sektion für Unterricht und Kultus zurücktrat. Dass die Akademie in den folgenden Jahren Humboldts Vorschlägen gerade auch bei Neuberufung ihrer Mitglieder nur in Teilen gefolgt ist, kann man in den Darstellungen zur Geschichte der Akademie von Adolf von Harnack (1900) und Conrad Grau (1993) nachlesen.

Die Akademie als Wirkungsstätte Humboldts

Nach seinem endgültigen Rückzug aus der Politik widmete sich Humboldt ab 1820 bis zu seinem Tod im Jahre 1835 dem vergleichenden Sprachstudium als seinem eigentlichen Forschungsgebiet. Humboldt, der nach den Statuten der Akademie von 1812 als aktives Mitglied verpflichtet war, regelmäßig Vorträge zu halten, hat von 1820 bis 1831 vor der historisch-philosophischen Klasse, dem Plenum und in öffentlichen Sitzungen 26 Mal entweder selbst vorgetragen oder in Abwesenheit vorlesen lassen. Er hat insgesamt Vorträge zu 17 verschiedenen Themen gehalten, ein Teil der Abhandlungen war nämlich so umfangreich, dass deren Inhalt in mehreren aufeinanderfolgenden Sitzungen vorgetragen wurde. Die acht wichtigsten Reden hat Jürgen Trabant 1994 in dem Band *Wilhelm von Humboldt. Über die Sprache* herausgegeben und kommentiert; das Buch enthält auch eine Auflistung der von Humboldt gehaltenen Vorträge (Humboldt 1994, S. 225–227).



In Humboldts Reden vor der Akademie spiegelt sich das gesamte Spektrum seiner Sprachforschungen wider. In seinem ersten Vortrag »Ueber das vergleichende Sprachstudium« vom 29. Juni 1820 präsentiert er sein Programm einer empirischen Erforschung der Struktur (Lexikon, Grammatik) und des »Charakters« (Literatur) aller Sprachen der Welt als jeweils individuell verschiedene Ausdrucksformen des menschlichen Geistes. In den folgenden Jahren entwickelt Humboldt zum einen in weiteren Reden sein Programm eines historisch-anthropologisch orientierten Sprachstudiums theoretisch weiter, zum anderen stellt er die Ergebnisse seiner empirischen Untersuchungen vor. So nimmt er begeistert Champollions Entdeckungen bei der Entzifferung der Hieroglyphen zur Kenntnis, die er der Historisch-philosophischen Klasse zwei Jahre später darlegt; seine eigenen Entzifferungsversuche der »vier ägyptischen Bildsäulen« aus der Berliner Antikensammlung trägt er dann dem Plenum ein Jahr später vor (24. März 1825). Und Resultate seiner Forschungen zu den Indianersprachen Amerikas sind unter anderem in die Reden »Ueber das Entstehen der grammatischen Formen« (1822) und »Ueber das Verbum in den Americanischen Sprachen« (1823) eingeflossen. Die diesen Reden zugrunde liegenden grammatischen und lexikalischen Studien zu etwa 30 indigenen Sprachen Amerikas sind jedoch bis heute unpubliziert geblieben und werden wie viele andere seiner Sprachforschungen erst jetzt in dem von der DFG geförderten Editionsprojekt *Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft* an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften erstmals veröffentlicht.

Zweifellos hätten sowohl Humboldts Zeitgenossen als auch die Öffentlichkeit bis heute noch weniger von seinen Sprachforschungen erfahren, wäre Humboldt nicht durch seine Mitgliedschaft an der Akademie verpflichtet gewesen, regelmäßig Vorträge zu halten. Da er zudem einer Veröffentlichung einiger Reden in den Akademieabhandlungen zustimmte und auch die Publikation seines Hauptwerks *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java* in den Abhandlungen in die Wege geleitet hatte, konnten seine Studien schon zu seinen Lebzeiten ihre Wirkung auch außerhalb Berlins entfalten. Vor allem in Paris sorgte sein Bruder Alexander bis 1827 dafür, dass Humboldts Texte im Kreis der Gelehrten um die *Société Asiatique* aufgenommen wurden, wie Sarah Bösch (2006) gezeigt hat.

Widersprüchlich bleibt in gewisser Hinsicht, dass Humboldt einerseits für die Gewinnung neuer Erkenntnisse in den Wissenschaften den Dialog unter den Gelehrten für grundlegend hielt, andererseits selbst nur ungern die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen veröffentlichen mochte. Dies bedeutet jedoch nicht, dass er eine Diskussion seiner Sprachstudien grundsätzlich vermied; er zog es jedoch vor, statt der öffentlichen Auseinandersetzung den persönlichen und brieflichen Kontakt mit einzelnen Forschern wie Franz Bopp, Jean-François Champollion, John Pickering und vielen anderen zu pflegen, wie sein umfangreicher – und zum großen Teil bisher unveröffentlichter – Briefwechsel mit Gelehrten aus aller Welt dokumentiert.

Literatur

- S. Bösch: *Wilhelm von Humboldt in Frankreich: Studien zur Rezeption (1797–2005)*. Paderborn 2006
C. Grau: *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. Heidelberg u. a. 1993
A. v. Harnack: *Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften*, 3 Bände. Berlin 1900
W. v. Humboldt: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Albert Leitzmann, 17 Bände. Berlin 1903–1936 (zitiert als *GS*)
W. v. Humboldt: *Über die Sprache. Reden vor der Akademie*, hg. v. Jürgen Trabant. Tübingen/Basel 1994
S. A. Kaehler: *Wilhelm von Humboldt und der Staat*. München/Berlin 1927
A. v. Sydow (Hg.): *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, Band 3. Berlin 1909

Ulrich Päßler und
Ingo Schwarz

Alexander von Humboldt und die Berliner Akademie der Wissenschaften

Am 24. Mai 1804 schrieb Alexander von Humboldt einen folgenreichen Brief. Empfänger war Thomas Jefferson. Humboldt gab in meisterhaft gesetzten Worten einen Kurzbericht seiner zu Ende gehenden Reise in die Neue Welt und machte den dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten neugierig auf eine persönliche Begegnung, die kurz darauf stattfand. Unterzeichnet war der Brief »Le Baron de Humboldt de l'Académie des Sciences de Berlin«. Humboldt fand es angebracht, den amerikanischen Staatsmann mit einem Adelsprädikat und mit seiner Zugehörigkeit zur Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften zu beeindrucken. Wir können sicher sein, dass Jefferson andere Gründe hatte, den preußischen Reisenden ins Weiße Haus zu bitten und mit ihm über Amerikas Zukunft zu sprechen. Bemerkenswert bleibt aber die Tatsache, dass Humboldt die Mitgliedschaft zur Berliner Akademie gleichsam als einen Ausweis seiner Gelehrsamkeit einsetzte.

Wie wurde Humboldt Mitglied der Berliner Wissenschaftsakademie? Die Akten geben zuverlässig Auskunft, und mehrere Humboldt-Forscher, darunter Kurt-R. Biermann und Herbert Pieper, haben in verdienstvollen Arbeiten wesentliche Tatsachen und Zusammenhänge ans Licht gebracht.

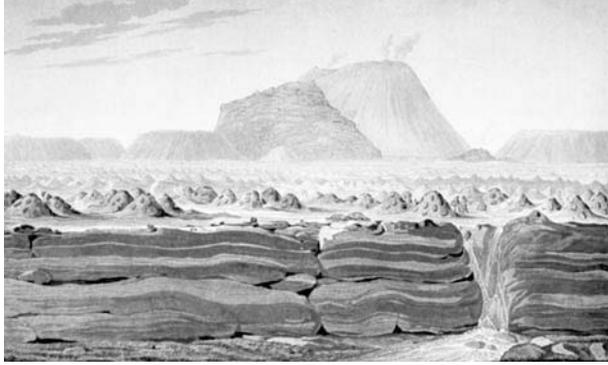
So steht fest, dass König Friedrich Wilhelm III. die Wahl Alexander von Humboldts zum außerordentlichen Mitglied der Akademie am 4. August 1800 bestätigte. Wann der so Geehrte davon erfuhr, wissen wir aber nicht genau. Jedenfalls führte er sich im Mai 1804 bei Jefferson als Akademiker ein. Im September desselben Jahres begann er sein Dankeschreiben an die Akademie allerdings so: »Vor wenigen Tagen erfahre ich durch meinen Freund den Geheimen Rath Kunth, daß die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften mich während meiner Abwesenheit in der südlichen Hemisphäre der hohen Ehre gewürdigt hat, mich zu ihrem auswärtigen [gemeint ist außerordentlichen] Mitglieder aufzunehmen.« Offen-

bar erlaubte sich Humboldt hier eine gewisse Großzügigkeit im Umgang mit Zeitangaben; wahrscheinlich wollte er unangenehmen Fragen nach dem Grund für den verspäteten Dank aus dem Weg gehen.

Als man Humboldt in die Gelehrten-gemeinschaft wählte, unterschied man folgende Gruppen von Mitgliedern: die *ordentlichen* oder »pensionierten« Mitglieder, die in der Regel ein Gehalt von 200 Talern jährlich bezogen; die *außerordentlichen* erhielten kein Gehalt und waren gewissermaßen ehrenamtliche Mitglieder; schließlich gab es noch den Status eines *auswärtigen* Mitgliedes.

Neue Mitglieder mussten vom Direktorium der Akademie vorgeschlagen werden. Wer sich für Alexander von Humboldt eingesetzt hatte, wissen wir bis heute nicht. Nach Herbert Pieper kamen infrage der Botaniker Karl Ludwig Willdenow, der Chemiker Martin Heinrich Klaproth oder der Mediziner Johann Christoph Andreas Mayer, alles Akademiker, die Humboldt und seine Arbeiten gut kannten. Vielleicht aber hatte auch der Kabinettsrat Graf Karl Friedrich von Beyme im zuständigen Ministerium die Fäden hinter den Kulissen gezogen. Humboldt wurde auf der Gesamtsitzung der Akademie am Donnerstag, dem 17. Juli 1800, gewählt. Gültig wurde eine solche Wahl aber erst durch die »allernädigste Genehmigung« durch den König. Ein am 25. Juli aufgesetzter Antrag enthielt den Vorschlag, »den Oberbergrath v. Humboldt, einen der geschicktesten Chemiker, als außerordentliches Mitglied« zu bestätigen. Die königliche Zustimmung ließ nicht lange auf sich warten und konnte auf der öffentlichen Akademiesitzung am 7. August allgemein bekannt gegeben werden.

Den Leser mag verwundern, dass der durch geowissenschaftliche Forschungen und als Forschungsreisender berühmt gewordene Alexander von Humboldt ausgerechnet als »Chemiker« in die Akademie gewählt wurde. Aber viele seiner frühen Arbeiten – und darauf hat Herbert Pieper nachdrücklich hingewiesen – behandelten tatsäch-



lich Fragen der Chemie. Humboldt veröffentlichte »Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen«, »Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt«, er beschrieb »Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises« und publizierte einen »Versuch über einige physikalische und chemische Grundsätze der Salzwerkskunde«. Einerseits fungierte die Chemie bei Untersuchungen zur Pflanzen- und Tierphysiologie gleichsam als Hilfswissenschaft. Andererseits leistete Humboldt mit seinen Untersuchungen auch echte Beiträge zur Entwicklung dieser Disziplin.

Humboldt lebte nach seiner Rückkehr aus Amerika in Paris und plante dort zu bleiben, um ein gewaltiges Reisewerk möglichst zügig und mit der nötigen Hilfe durch die fähigsten Fachleute erarbeiten zu können. So kann es nicht wundernehmen, dass er seinen zukünftigen Aufgaben in der Berliner Akademie mit gemischten Gefühlen entgegensah. »Diese unerwartete Nachricht«, schrieb er in seinem Dankesbrief an die Akademie im September 1804 aus Paris, »hat entgegengesetzte Empfindungen in mir erwecket, Freude, einer vaterländischen Gesellschaft zuzugehören, welche die größten Männer Europens von je zu den Ihrigen gezählt hat und gerechte Besorgniß dieser Ehrevollen Annäherung noch lange nicht würdig zu sein«.

Humboldts Status als außerordentliches Mitglied der Akademie bedeutete gewissermaßen eine Wartestellung. Wurde der Platz eines ordentlichen Mitgliedes frei, konnte er nachrücken. Dazu musste er allerdings seinen ständigen Wohnsitz nach Berlin verlegen. Am 16. November 1805 traf Humboldt in der preußischen Hauptstadt ein, und am 19. November wurde er ordentliches Akademiemitglied. Zwei Tage später hielt er seine Antrittsrede. »Unter den vielfachen Genüssen, welche Zurückkunft in das langentbehrte Vaterland gewähren kann, liegt unstreitig einer der wohlthätigsten und erhabendsten in dem Mitgeföhle derer, welche, dem höchsten Zwecke geistiger Vollkommenheit entgegenstrebend, ihr Leben den Wissenschaften weihen. Dieses Mitgeföhle, von welchem Sie, verehrungswerthe Männer, mir bei meinem Eintritt in diese Versammlung den ehrenvollsten Beweis gegeben, durchdringt mich mit den Empfindungen des innigsten Danks, aber auch zugleich mit dem beschämenden Geföhle meiner Schwäche.« Humboldt mag noch von Selbstzweifeln gequält gewesen sein, aber er machte sich umgehend an die Arbeit.

Seine persönliche Bestandsaufnahme über den Zustand der Akademie war vernichtend. Er nannte sie »un hôpital, mais les malades y dorment mieux que ceux qui se portent bien« – »ein Krankenhaus, aber die Kranken schlafen dort besser als diejenigen, denen es gut geht«. Humboldt war es aber nicht um besserwisserisches Nörgeln zu tun. Er schlug bekannte Forscher wie den Geologen Leopold von Buch für die Wahl vor. In einer Denkschrift zur Reorganisation der auswärtigen Mitgliedschaft vom Juli 1806 machte Humboldt deutlich, dass die berühmtesten Gelehrten des Zeitalters in der Liste der Mitglieder fehlten, dafür aber längst Verstorbene noch immer aufgeführt waren. Auf Humboldts Vorschlagsliste finden sich klangvolle Namen: James Watt, Humphry Davy, Carl Friedrich Gauß, Johann Wolfgang von Goethe und Thomas Jefferson. Die Akademie reagierte – indem sie die verstorbenen Mitglieder aus ihrer Mitgliederliste strich.

Von 1807 bis 1827 lebte Humboldt mit Zustimmung des Königs wieder in Paris. In dieser Zeit hielt er nur sporadisch Kontakt zur Königlich-Preußischen Akademie. Bei seiner endgültigen Rückkehr nach Berlin hatte Humboldt dann ein klares Ziel: Seine provinzielle Heimatstadt sollte dereinst ein Zentrum der Forschung von Weltrang werden. Es versteht sich, dass ein solches Ziel nur mit der Akademie erreicht werden konnte.

Humboldts Status als Akademiemitglied öffnete ihm zunächst die Türen der Universität, wo er im Winter 1827/28 seine berühmten Kosmos-Vorlesungen hielt. Die parallel dazu veranstalteten Kosmos-Vorträge in der Singakademie begeisterten die Berliner in bis dahin nicht gekanntem Maße für die Naturwissenschaften. Vielfach präsentierte Humboldt neue Erkenntnisse in Sitzungen der Akademie. Die *Ansichten der Natur*, die Humboldt selbst als sein bevorzugtes Werk bezeichnete, bestehen aus gründlich überarbeiteten Akademievorträgen. Als erster Kanzler der von Friedrich Wilhelm IV. 1842 gegründeten Friedensklasse des Ordens »Pour le mérite« setzte Humboldt durch, dass die Akademie ein Vorschlagsrecht für die Nachwahl ausländischer Ritter erhielt.

Bei seinen Bemühungen um eine Modernisierung der Akademie brachte Humboldt seine Kenntnisse ausländischer Wissenschaftsorganisationen ein. Zwei erfolgreiche Initiativen zur Satzungsänderung – die Einrichtung einer gemeinsamen Klasse der mathematischen und physikalischen Wissenschaften (1830) sowie die Einteilung der Akademie in Fachsektionen (1838) – gingen auf das Vor-



bild der Pariser Académie des Sciences zurück. Humboldt war seit 1810 einer der acht Associés étrangers der 1666 gegründeten Pariser Akademie. Zu den Pariser akademischen Gepflogenheiten, die Humboldt auch in Berlin etablierte, gehörten aufwendige, mit taktischem Geschick betriebene Wahlkämpfe. In zahllosen kurzen Billets bat er Kollegen um ihre Stimme für die von ihm geförderten Wissenschaftler. So schrieb er an Heinrich Wilhelm Dove in diesem Zusammenhang: »Lächeln Sie nicht über Schritte, die ich jenseits des Rheins mit home-rischer Naivität zu thun gewohnt bin.«

Durch seine weltumspannenden Briefkontakte wirkte Humboldt gleichsam als »Außenminister« der Berliner Wissenschaftsgemeinde. Dank der Verbindung zur Académie des Sciences – insbesondere zu deren langjährigem ständigen Sekretär François Arago – gelangten Arbeiten Berliner Akademiemitglieder auch in die Pariser Schwesterinstitution. Vor allem jüngeren Gelehrten, deren Wahl in die Akademie Humboldt vorbereitete, konnte er auf diese Weise ein internationales Forum schaffen. Ein Beispiel dafür ist die Förderung des jungen Physiologen Emil du Bois-Reymond, dessen briefliche Mitteilungen an Humboldt durch Arago in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie veröffentlicht wurden.

Aus einigen Briefen Humboldts an den beständigen Sekretar der Berliner Akademie Johann Franz Encke geht hervor, dass er sich eine größere Öffnung der Akademie gegenüber der Öffentlichkeit wünschte – wiederum nach Pariser Vorbild. Doch in Berlin fürchtete man, die Anwesenheit des Laienpublikums in den Sitzungen würde zur Verflachung der wissenschaftlichen Diskussion führen.

Humboldts Reisen, seine zunehmenden Verpflichtungen bei Hofe und die Arbeit an seinen Werken verhinderten in späteren Jahren eine regelmäßige Teilnahme an den Sitzungen der Akademie. Mitunter blieb er ihnen monatelang fern. Daher übte er seinen Einfluss in der Akademie vor allem brieflich aus. Durch befreundete Kollegen ließ er ihm bedeutsam erscheinende wissenschaftliche Arbeiten, die ihm zugegangen waren, vorlegen oder verlesen.

Humboldt verlieh der Akademie Glanz. Was er seinen Zeitgenossen bedeutete, fasste der klassische Philologe August Boeckh – Humboldts Kollege in der Akademie – so zusammen: »Wodurch er hervorragt, das sind nicht allein seine Reisen, durch die er entfernte Erdtheile zuerst in allen Beziehungen kennen gelehrt, nicht seine unzähligen besonderen Forschungen auf dem Gebiete der Natur;

es ist die großartige, allseitig umfassende, in der Fülle des Realen zugleich ideale Anschauung des Weltganzen, und nicht allein des Natürlichen in demselben, sondern auch die Geschichte des menschlichen Geistes, zunächst in seinen Beziehungen zur Erkenntniß der Natur, aber auch weit über diese Beziehung hinaus in den meisten Zweigen der menschlichen Bildungsgeschichte, das umfangreiche erfahrungsmäßige Wissen verbunden mit der regsamsten Combination, durchdrungen vom Gedanken, belebt durch Kraft, Gewandtheit und Anmuth der Rede.«

Auch wenn heute das Humboldt-Bild durch neue Forschungen differenzierter und durch den Blick aus historischer Distanz objektiver erscheint, Boeckhs Urteil eines Zeitgenossen ist auch nach 150 Jahren noch der Beachtung wert: Humboldt verkörpert in der Akademiegeschichte wie kein anderer das ideale Zusammenspiel der zwei Wissenschaftskulturen.

Literatur

Kurt-R. Biermanns Monografie über Humboldts Wirken als Berliner Akademiker zwischen 1805 und 1859 setzt sich insbesondere mit seinen Reorganisationsinitiativen und Wahlvorschlägen auseinander:
K.-R. Biermann: *Beglückende Ermunterung durch die akademische Gemeinschaft. Alexander von Humboldt als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften*. Berlin 1991

Die Arbeit von Herbert Pieper bietet einen Überblick über Humboldts frühe chemische und geowissenschaftliche Arbeiten und beleuchtet die Umstände seiner Wahl in die Berliner Akademie:

H. Pieper: »*Ungeheure Tiefe des Denkens, unerreichbarer Scharfblick und die seltenste Schnelligkeit der Kombination.*« *Zur Wahl Alexander von Humboldts in die Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres zu Berlin*. Berlin 2002 (3., durchgesehene Auflage)

Die Korrespondenz zwischen Humboldt und Emil du Bois-Reymond zeigt exemplarisch, wie Humboldt die Wissenschaftsakademien in Berlin und Paris bei der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Preußen einsetzte:

I. Schwarz und K. Wenig (Hg.): *Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Emil du Bois-Reymond*. Berlin 1997

Schließlich beleuchtet die folgende Arbeit Humboldts Förderung der staatenübergreifenden Wissenschaftskommunikation und seine Mitgliedschaft in der Pariser »Académie des sciences«:

U. Päßler: *Ein »Diplomat aus den Wäldern des Orinoko«*. *Alexander von Humboldt als Mittler zwischen Preußen und Frankreich*. Stuttgart 2009



Anneliese
Klingenberg

Karl Philipp Moritz als Mitglied beider Berliner Akademien

Fünf Jahre war Karl Philipp Moritz Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, knapp zwei der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. In beiden Akademien war er mit seinen Lieblingsthemen beschäftigt: mit Kunsttheorie in der einen, mit Geschichte und Analyse der deutschen Sprache in der anderen, und in beiden Akademien fand er Raum für seine ausgeprägten pädagogischen und volksaufklärerischen Neigungen. Belehrt er in der einen die Künstler, Kunsthandwerker und die Hofgesellschaft über »das höchste Schöne in der Kunst«, so plante er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften die Herausgabe von Schulbibeln und pries vor dem König »Die Bildsamkeit der deutschen Sprache«. Alle Würden, die die preußische Monarchie an Bürgerliche zu vergeben hatte, waren Moritz damit zugekommen, doch die Gesundheit des 30-Jährigen war ruiniert, Blutstürzen begegnete er mit Gewaltkuren, sein 37. Lebensjahr erreichte er nicht.

Die Zeugnisse der Moritz'schen Tätigkeit in der Kunstakademie sind in mehreren Akten überliefert, die seiner Arbeit in der Akademie der Wissenschaften füllen nur einen Faszikel.

Seit 1786 hatten beide Berliner Akademien neue Kuratoren: Friedrich Anton von Heinitz war im Februar noch von Friedrich II. zum Kurator der Kunstakademie ernannt worden; Ewald Friedrich von Hertzberg, der preußische Außenminister, hatte am 26. August 1786 auf Beschluss Friedrich Wilhelms II. das Kuratorium über die Akademie der Wissenschaften übernommen. Beide Kuratoren betrieben energisch die nach dem Tode des großen Königs mögliche und nötige Neuorientierung ihrer Institutionen, und Moritz' Kenntnisse und Fähigkeiten kamen ihnen dabei gerade recht. Hertzberg versuchte, die französisch sprechende und schreibende friderizianische Hofakademie in eine bürgerliche und nationale Gelehrtengesellschaft umzuwandeln, und Heinitz, interna-

tional bekannter und geachteter Bergbau- und Verwaltungsfachmann, machte aus der kümmerlich dahinsiechenden Zeichenschule eine gut ausgestattete und durchorganisierte Behörde, die das Recht beanspruchte, Richterin über Kunst und Kunsthandwerk in Preußen zu sein und die Wirtschaftskraft Preußens zu stärken. »Wir haben keinen andern Zweck und keinen andern Wunsch, als die National-Industrie zu erhöhen«, erklärte Heinitz 1788 bei der Aufnahme Hertzbergs als Ehrenmitglied in die Kunstakademie. Die Resonanz in der Berliner Gesellschaft war bemerkenswert: Bereits in der ersten, im Oktober 1786 eröffneten Kunstausstellung beteiligten sich zahlreiche »Dilettanten«, darunter vier preußische Prinzen, eine Prinzessin und der 16-jährige Alexander von Humboldt. Künstler, Dilettanten und Mäzene aus dem In- und Ausland wurden als ordentliche oder Ehrenmitglieder aufgenommen, und erstmals sollte an der Akademie auch ein Lehrstuhl für Kunsttheorie eingerichtet werden.

Karl Philipp Moritz hatte sich im Sommer 1786 aus seinem Lehramt am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster zu einer Italienreise verabschiedet, entschlossen, sich für eine Stelle an der Kunstakademie zu qualifizieren. Der Zufall kam seinen Wünschen zu Hilfe. Seit Oktober 1786 war auch Goethe in Rom, Minister des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, Vertrauter des mit dem preußischen König verschwägerten Souveräns. Es waren Verbindungen, die Moritz ein Agieren auf neuer gesellschaftlicher Ebene ermöglichten.

Jetzt konnte er den Sondergesandten Friedrich Wilhelms II. und Karl Augusts von Sachsen-Weimar-Eisenach, den Marchese Girolamo di Lucchesini, ehemals Tischgenosse und Vorleser Friedrichs II., der in Rom den Papst für die Pläne des Fürstenbundes gewinnen sollte, um Fürsprache beim Kurator Heinitz bitten, was dieser zu tun auch versprach. Ein Beleg für die Erfüllung des Versprechens fand sich nicht, doch Ende September 1787



erreichte Moritz Heinitz' Anfrage, ob er sich auf Unterricht an der Kunstakademie in griechischer und römischer Geschichte, Mythologie und »Alterthümern« vorbereiten könne und was er für seinen weiteren Aufenthalt in Italien brauche. Moritz nahm mit Schreiben vom 13. Oktober 1787 an und intensivierte seine Studien vor allem in »Perspektive«. Im Juni 1788 verließ Goethe Rom, Moritz folgte Ende November. Bei seinem zwei-monatigen Aufenthalt im Goethehaus in Weimar entzückte er die Damen der Gesellschaft mit Italienerzählungen und erteilte dem Herzog Englischunterricht, und mit dem Herzog und in herzoglicher Kutsche fuhr er am 1. Februar 1789 nach Berlin. »Ich habe nun einen recht splendiden Einzug wider in Berlin gehalten, weil ich mit dem Herzoge von Weimar hergekommen bin«, berichtete er stolz an Alexander Macco nach Rom. Karl August, zu dieser Zeit Preußens wichtigster Verbündeter in allen Fragen der Reichs- und Europapolitik, wollte mit Bischoffswerder, Hertzberg, Heinitz, Johann Friedrich und Karl von Stein die drängenden Probleme des Fürstenbundes und des türkisch-österreichisch-russischen Krieges besprechen; er vergaß nicht, sich bei seinem Schwager für Moritz' »Bestallung« an der Kunstakademie einzusetzen. Am 24. Februar 1789 erhielt Moritz die von Friedrich Wilhelm II. unterzeichnete Ernennung zum »Professor für Theorie der schönen Künste und dahin gehörigen Wissenschaften, als Mathematic, Perspective Architektur«. Er hatte zu jedem Heft der akademischen Monatschrift einen Beitrag zu liefern und damit die Leser »auf das wahre Schöne in der Kunst aufmerksam« zu machen und »in Unseren Staaten, überall guten und reinen Geschmack zu befördern«. Er hatte die Vorworte zu den Ausstellungskatalogen zu schreiben, sollte die akademische Bibliothek verwalten, die »Ouvriers« der Königlichen Porzellanmanufaktur belehren, zwei Mal wöchentlich Vorlesungen und an königlichen Geburtstagen die Festreden halten; ein Jahr lang fungierte er zudem noch als »Secretarius temporäre« und protokollierte die Senatsitzungen. Dem Reglement von 1790 gab er den letzten Schliff. Und schließlich trieb Moritz auch seine schriftstellerischen Pläne weiter: 1790 erschien der letzte Band seines Romans *Anton Reiser* (von Christof Wingertzahn 2006 als Band 1 der in Arbeit befindlichen Gesamtausgabe vorgelegt), *Andreas Hartknopfs Predigerjahre*, 1791 die *Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten*, *Anthusa oder Roms Alterthümer* (von Yvonne Pauly 2005 als Band 4,1 der Gesamtausgabe herausgegeben), 1793

der *Briefsteller* (2008 von Albert Meier und Christof Wingertzahn ediert), sieben Übersetzungen aus dem Englischen und zahlreiche kleinere Schriften.

Triumphe feierte Moritz vor allem mit seinen öffentlichen Vorlesungen, in denen erstmals Damen und Mitglieder der Hofgesellschaft saßen, zudem die Brüder Humboldt, Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder. Moritz las über »Theorie der schönen Künste«, über »Einige der vorzüglichsten Kunstwerke der Königlichen Gemäldegalerie«, über »Mythologie und Alterthümer«. Die Atmosphäre des Kollegs überliefert Alexander von Humboldt in einem Brief an seinen Freund Wilhelm Gabriel Wegener vom 27. März 1789: »Moritz ist allerdings bis auf weitere Fußreisen in Berlin und zwar angestellt bei der Akademie der Künste, um für die jungen Künstler die Theorie der schönen Künste zu lesen. Er ist mit Göthen, der ihn sehr schätzt, aus Italien zurückgereiset. Nach Berlin hat ihn der Herzog von Weimar mitgebracht. Er ist noch immer derselbe, ein wahres Genie, wahrer Sonderling. Nur in seinem Aeußeren hat er sich verändert. Er geht fast immer im Haarbeutel und seidenen Strümpfen. Sein Kollegium hat er in den Zimmern der Kunstakademie seit ohngefähr drei Wochen mit ungeheurem Applaus angefangen. Er hat wohl 15-20 der angesehensten Damen zu Zuhörerinnen. Der Minister Heinitz, Graf Neal und die meisten Leute vom Hofe versäumen keine Stunde. Das Kollegium ist gewiß das glänzenste [!] was in Deutschland gelesen wird. [...] Seine Beredsamkeit ist hinreißend und seine glänzendste Epoche jetzt da.« Natürlich schlug der Glanz der Moritzschen Vorlesungen auch auf die Kunstakademie zurück und stärkte Heinitz' Reformbemühungen – die Akademie hatte ihre Rolle in der Berliner Kulturszene gefunden.

Früchte trugen, wie die Absatzzahlen belegen, Heinitz' und Moritz' Bemühungen auch bei der Königlich Preussischen Porzellanmanufaktur. Den Ertrag preussischer Manufakturen zu steigern hieß, neue, bürgerliche Käufer-schichten zu gewinnen, und das bedeutete, sich auf den Geschmack dieser Käufer einzustellen. Keine »alten, geschmacklosen, schwehr verzierten Sachen« mehr, schrieb Heinitz am 26. April 1790 dem König, sondern einfache Formen und schlichtere Dekore für die Kaffee- und Teetische des vermögenden Bürgertums. Der Kunstakademie kam es zu, die Vorbilder für die Neuausrichtung zu liefern und die »Fabricanten« entsprechend zu schulen. Vorbilder



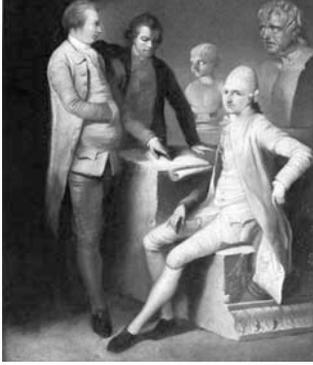
für das neue Design waren zunächst die Arbeiten des englischen Keramikers Josia Wedgwood, die sich ihrerseits an den in Pompeji und Herculaneum aufgefundenen antiken Keramiken orientierten. Der Akademie selbst die Informationen über Formen und Dekors antiker Keramiken zu verschaffen, musste also Heinitz' Anliegen sein, und Moritz mit seiner Kenntnis »römischer Alterthümer« war dabei sein idealer Assistent. Er las für die Designer, Maler und »Ouvriers« der KPM, erläuterte ihnen die »Kunstsachen« der Potsdamer Schlösser, und er suchte in der Literatur nach Vorbildern für die neuen Porzellane.

Das Schulmäßige manchen Unterrichts aber und vermutlich auch Heinitz' Anspruch, die Kunstakademie als Richterin über Kunstwerke und Kunsthandwerke in Preußen zu etablieren, riefen Widerspruch hervor: So erklärte Hans Christian Genelli, Architekt und Mitglied des Senats der Akademie, in einem Heinitz gewidmeten Aufsatz »Idee einer Akademie der Bildenden Künste« (1800), dass »die Epoche der Errichtung der Akademien, jederzeit die des Verfalls der Künste, in jeglichem Lande, wo diese sonst blühten, begleitet hat«. Verursacht sei dies durch die »falsche Einrichtung« von Akademien, die Dinge öffentlich lehren wollten, die ihrer Natur nach nicht gelehrt werden können. »Alle arbeiten sie dahin, den freien, unvorschreibbaren Flug der Phantasie zu fesseln, und schränken die Kunst immer mehr und mehr in die engen Grenzen armer Theorien, und einseitiger Systeme ein [...]«.

Im Oktober 1791 wurde Moritz dann noch Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Sekretär der »Deputation deutscher Mitglieder der Akademie zur Vervollkommnung und Ausbildung der deutschen Sprache«, kurz »Deutsche Deputation«. Seit 1786 hatte Ewald Friedrich von Hertzberg die führenden Berliner Aufklärer in die Akademie wählen lassen; die »Deutsche Deputation« sollte die Aufgaben erfüllen, die Leibniz mit seinen »Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache« formuliert hatte – eine Initiative, die den erbitterten Widerstand der französischen Akademiemitglieder entfachte: Sie trieb den »Sprachenstreit« – Jürgen Storost hat seine Geschichte ausführlich dargestellt – auf den Höhepunkt. Die Deputation als fünfte Klasse der Akademie? Das Deutsche gar als Sprache der *Mémoires*? Die Protestschreiben der Franzosen füllen die Hälfte der Akte.

Karl Philipp Moritz stürzte sich mit Begeisterung in die neue Aufgabe. Er hatte mit sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Schriften debütiert und während seiner 14 Schriftstellerjahre zehn Arbeiten zur deutschen, drei zur englischen und einen Band zur italienischen Sprache vorgelegt. Dabei kam es ihm darauf an, jedem Menschen, vor allem aber jenen, »die keine gelehrte Sprachkenntnis besitzen«, zu der Fähigkeit zu verhelfen, sich zu artikulieren und sich mit den Mitmenschen in Beziehung zu setzen. So stellt er in seinen Romanen *Andreas Hartknopf. Eine Allegorie* und *Andreas Hartknopfs Predigerjahre* das Sprachvermögen des Helden als das Mittel dar, das ihm und anderen die Emanzipation zum »Zweck ihrer selbst« ermöglicht. Mit Moritz hatte Hertzberg also einen der bekanntesten deutschen Sprachwissenschaftler der Zeit zur Hand, der in seiner Schrift *Über den märkischen Dialekt* (womit er das Berlinische meinte) schon 1781 davon geträumt hatte, »dass sich verschiedene Gelehrte in Deutschland zu diesem Endzwecke vereinigten, über die Reinigkeit der Sprache wachten und nicht leicht ein neues Wort oder eine veränderte Konstruktion, ohne die strengste Prüfung, aufkommen ließen, damit die Sprache doch endlich einmal fixirt würde«.

In zwei kurzen Texten formuliert Moritz, der zum Sekretär der Deputation bestimmt wurde und die Protokolle schrieb, seine Auffassung der Aufgabe: »Eine feste und edle Schreibart«, heißt es in *Über die Cultur der deutschen Sprache*, »und ein reiner und richtiger Ausdruck, in der Muttersprache sind doch gleichsam das ächte Gepräge einer gebildeten Nation, wodurch der Vorzug der Sprache, welchen die Menschheit besitzt, in seiner ganzen Würde anerkannt, und es deswegen wohl der Mühe wert achtet, das Wort, wodurch der Gedanke bezeichnet und mitgeteilt wird, zu wählen und zu wägen. Das Schwankende, Ungewisse und Fehlende in der Muttersprache bezeichnet eben, dass eine Nation ihre Aufmerksamkeit noch nicht hinlänglich auf sich selbst und ihre eigene Bildung gerichtet hat [...] Wenn aber Wort und Tatkraft sich vereinen, kann die Bildung zu dem Grade steigen, wie sie bei den berühmtesten Nationen war, die in der Geschichte glänzen. Die mächtige Wirksamkeit giebt alsdann dem Worte sein Gewicht, das Wort aber schreibt der Wirksamkeit ihr edles Maß vor, und in dieser Rücksicht hat die Sprache keinen wichtigeren Gegenstand als die öffentlichen Angelegenheiten einer Nation.«



Moritz und Zöllner, Theologe und Autor vom *Lesebuch für alle Stände*, planten die Verteilung der Arbeit: Engel, Gedike, Ramler und Nicolai konnten wie Moritz bei dem Vorhaben auf ihre schriftstellerische Erfahrung bauen und sollten Wortschatz und Sprachdenkmäler sammeln, der Etymologie nachgehen und neu geschaffene oder aus fremden Sprachen übernommene Wörter prüfen – dabei gingen sie davon aus, dass ihnen das Recht zur Festlegung des Sprachgebrauchs zukäme, was Garve und Gedike leugneten. Den Theologen, Medizinern und Naturwissenschaftlern kam es zu, sich bei der Untersuchung von Fachsprachen zu engagieren. Zöllner machte den Anfang mit der Sammlung und Erklärung der in den Berliner Färbereien verwendeten Ausdrücke.

Natürlich wurde den Deputationsmitgliedern rasch deutlich, dass die gestellte Aufgabe ihre Kräfte bei Weitem überstieg, und mehr als zwei Bände »Beiträge zur deutschen Sprachkunde« konnte der Kreis in seiner zweijährigen Arbeit nicht vorlegen. Denn obwohl Hertzberg die Sitzungen der Deputation auf Freitag statt auf den akademieüblichen Donnerstag und nicht ins Akademiegebäude, sondern in seine »Behausung« gelegt hatte, war das Misstrauen der Franzosen nicht besiegt. Und Hertzberg, gesundheitlich geschwächt und als »Demokrat« verschrien, hatte alle politische Macht verloren. Mit einer Eintragung vom Februar 1794 endet die Deputationsakte und die Arbeit der »Deutschen Deputation«. Am 12. Januar 1795 bestimmte eine königliche Ordre das Französische erneut zur alleinigen Sprache der Akademie. Hertzberg starb am 27. Mai 1795. Doch hat die Deputation die Aufgaben formuliert, deren Ausführung die Berliner Akademie der Wissenschaften im 19. Jahrhundert zum Zentrum germanistischer Sprachwissenschaft machte.

Moritz' letztes Protokoll stammt vom 17. Januar 1793, er starb am 26. Juni 1793. Seine Tätigkeit in den Berliner Akademien hat die Moritz- wie die Geschichts- und Literaturgeschichtsforschung 200 Jahre lang nicht interessiert. Erst jetzt wird die Karl-Philipp-Moritz-Gesamtausgabe die Zeugnisse dieser Arbeit dokumentieren, und mit der Aufarbeitung der »Berliner Klassik« und »Preußens als Kulturstaat« wird auch der Rahmen für ihre historische, literatur- und sprachgeschichtliche Einordnung geschaffen sein.



Wilhelm Voßkamp

Die wissenschaftliche Einheit des Ganzen: Schleiermachers ideale Akademie

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834), ebenso einflussreicher Universitäts(mit)gründer wie seit 1810 Mitglied und erfolgreicher Präsident der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, erhofft und erwartet von einer wissenschaftlichen Akademie – in der Tradition von Leibniz und Comenius¹ – einen »Freundschaftspakt der Weisen« und jene Vereinigung der »Meister der Wissenschaft«, die die Scientific Community in ihren besten Köpfen repräsentativ vertritt:

»Jeder muss darnach streben, dieser Verbindung anzugehören, weil das Talent, was einer in sich ausgebildet hat, ohne die Ergänzung der übrigen doch nichts wäre für die Wissenschaft. Darum bilden alle ein Ganzes, weil sie sich eins fühlen durch den lebendigen Sinn und Eifer für die Sache des Erkennens überhaupt und durch die Einsicht in den notwendigen Zusammenhang aller Teile des Wissens; eben darum sondern sie sich auch wieder in verschiedene Abteilungen, weil jeder Zweig des Wissens einer noch engeren Vereinigung bedarf, um gründlich und zweckmäßig bearbeitet zu werden. Je feiner sich diese Verzweigung vervielfältigt und je lebendiger dabei die Einheit des Ganzen bleibt, ohne sich in eine leere Form zu verlieren, so dass in jedem Einzelnen die Teilnahme an den Fortschritten des Ganzen und der Eifer für sein besonderes Fach einander gegenseitig beleben [...]: um desto vollkommener ist die Einrichtung des Ganzen.«²

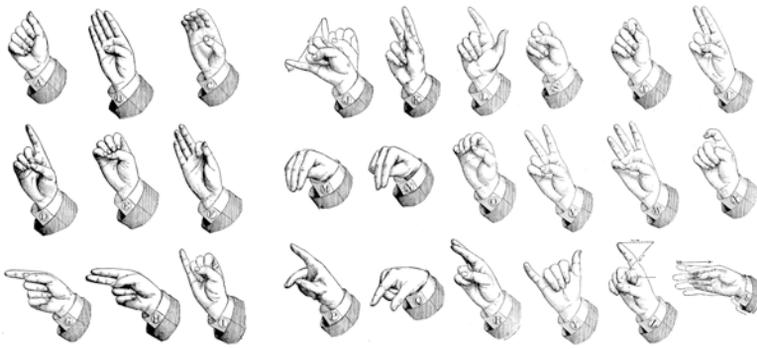
So wie Schulen als »das Zusammensein der Meister mit den Lehrburschen, die Universität – mit den Gesellen, [sei] die Akademie [eine] Versammlung der Meister unter sich«³. Ein lebendiger Zusammenhang unter den Gelehrten könne nur entstehen, wenn die Akademie »wirklich als das Gesamtwerk ihrer aller« angesehen werde.⁴ Deshalb könnten »entweder gemeinschaftliche Werke unternommen werden, oder dass wenigstens durch Rath, Urtheil, Beitrag der Andern, jeder sein eignes besser vollende, das Mangelnde ergänzend, das Irrige berichtend«⁵. Dies setze allerdings »Prinzipien in jeder Wis-

senschaft« voraus, damit auf bloße Empirie gegründete Werke einer Akademie nicht leer blieben. Diese Prinzipien sollten »zusammenstimmen und ein Ganzes [bilden]. Und wie jämmerlich die Ausführung, wenn etwa die Mitglieder über alle diese Prinzipien uneins wären«⁶.

Worin bestehen diese Prinzipien? Wie lassen sie sich in der Arbeit der Akademie konkretisieren?

In unterschiedlichen Arbeiten (vor allem in der »Dialektik« und seinen Vorlesungen zur »Ethik«) wird deutlich, dass Schleiermacher den Ausgangspunkt in einer platonischen Dialogtradition sieht, jener »kunstmäßige[n] Gesprächsführung im Gebiet des reinen Denkens«⁷, die den »inneren Zusammenhang alles Wissens« erkunden möchte, die »also auf dem Weg ist, sich der Wissenschaft anzunähern, aber noch nicht vollendete Wissenschaft ist und darum insbesondere über kein abschließendes Wissen der Gründe und des Zusammenhangs des Wissens verfügt«⁸. Insofern erscheint Schleiermachers Dialektik als eine Art »Kunstlehre«, die in der Arbeit der Akademie verwirklicht werden soll. Es geht um die Entwicklung und Vervollkommnung jener kommunikativen Kompetenz, die den Prozess des werdenden Wissens abbildet. Im Hin und Her kontroverser Positionen ist dieser Prozess auf eine intersubjektive Übereinstimmung gerichtet, die sich der permanenten Beobachtung und Kontrolle der akademischen »Denkgemeinschaft« unterwirft. »Ein Gespräch entsteht dort, wo die Gewissheit keine Sorge trägt, ihre Geltungsansprüche in der Schweben zu lassen, bis sie »in eigentlicher Wechselrede« entweder bestätigt oder verworfen werden«⁹. Dadurch seien die Akademien »von jeher freier gewesen« im Unterschied zu Schulen und Universitäten, die der Staat als Anstalten betrachte, »in welchen die Wissenschaften nicht um ihret- sondern um seinetwillen« betrieben würden.¹⁰

Welche angemessene institutionelle Form lässt sich für Schleiermachers Konzeption einer ebenso »freien« wie



»arbeitenden« wissenschaftlichen Kommunikationsgemeinschaft finden? Im Kontext der um 1800 in Berlin beobachtbaren vielfältigen Geselligkeitstypen (Salons, Freimaurerei, Lesegesellschaften) besteht für Schleiermacher in der Akademie die Notwendigkeit darin, die Verbindung von Einzel- und Kollektivindividualität im Sinne des Wechselverhältnisses und der »höchsten Vereinigung der beiden entgegengesetzten Charaktere des Allgemeinen und Besonderen [...]«¹¹ wie ein Kunstwerk zu denken: Wie ist »das Quantum des geselligen Stoffs richtig zu konstruieren«¹²? Nach Schleiermacher soll eine Wechselwirkung nach bestimmten Gesetzen erfolgen; dennoch soll man sich frei fühlen. Lässt sich eine Synthese von »Wechselwirkung« und freier Geselligkeit in der Akademie erreichen? Niklas Luhmann hat zu Recht von Schleiermachers »vorsoziologischem Optimismus« gesprochen und auf jene Paradoxie aufmerksam gemacht, der auch Schleiermachers Konzept einer idealen Akademie nicht entkommt: »Je individueller und persönlicher die Einzelnen, desto geringer ihre Chance in gemeinsamer Geselligkeit frei zu sein«¹³. Schleiermacher beharrt auf jenem zumindest für eine Zeit lang denkbaren Freisetzen aus »bürgerlichen Verhältnissen«, damit die Akademiemitglieder in »einem freien Spiel ihren intellektuellen Tätigkeiten« nachgehen können.¹⁴ Unverkennbar nähert sich Schleiermachers ideale Akademie damit jener frühromantischen Hoffnung auf eine alle Fachgrenzen überschreitende »symphilosophische« Gemeinschaft, die bereits in den »erlesenen Zirkeln« von Schillers »Ästhetischen Briefen« ihren utopischen Ort fand. Es geht Schleiermacher – trotz der zusammen mit Wilhelm von Humboldt entwickelten und am 24. Januar 1812 genehmigten (pragmatischen) Statuten für die Akademie (»Der Zweck der Akademie ist auf keine Weise Vortrag des bereits Bekannten und als Wissenschaft Geltenden, sondern Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaft«)¹⁵ – um die Anstrengung, im Rahmen einer »freien Geselligkeit« die Idee der Einheit des Wissens festzuhalten: »Die Wissenschaft ist diejenige Konstruktion gleichartiger Aktionen, welche den Grund ihrer Form in der Idee der Einheit und Totalität des Wissens hat«¹⁶.

In solchen Formulierungen wird sichtbar, welchen philosophischen und wissenschaftstheoretischen Stellenwert Schleiermacher einer wissenschaftlichen Akademie zuweist. Das Festhalten an einer Tradition der Einheit der Wissenschaft – auch im Unterschied zu französi-

schen und angelsächsischen Akademie-Modellen – unterstreicht den utopischen Charakter einer Institution, deren Realität und Grenzen Schleiermacher in seinen amtlichen Funktionen nur zu bewusst blieben. Der Wissenschaftsorganisator ist zugleich der »eigentliche Grundlagentheoretiker der Berliner Akademie«¹⁷. Nicht ohne Grund bezeichnete Adolf von Harnack Schleiermacher als den zweiten großen Philosophen der Akademie, dessen »geistiger Einfluß stärker [...] nachweisbar [sei] als der Leibnizens«¹⁸.

1 Vgl. *Ideale Akademie. Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie?*, hg. v. W. Voßkamp. Berlin 2002 (Interdisziplinäre Arbeitsgruppen. Forschungsberichte der BBAW. Band 11)

2 *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende [1808]*, in: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten*, hg. v. E. Müller. Leipzig 1990, S. 159–253, hier S. 174f.

3 Ebd., S. 192

4 Ebd., S. 174

5 Vgl. *Akademievorträge*, hg. v. M. Rössler unter Mitwirkung von L. Emersleben. Berlin 2002 (KGA I, Band 11, S. 16–24); zit. M. Rössler, Akademiemitglied und Wissenschaftsorganisator, in: *Schleiermacher-Handbuch*, hg. v. M. Ohst, o. O. (erscheint demnächst)

6 *Gelegentliche Gedanken*, a.a.O., S. 177

7 *Vorlesungen über die Dialektik*, hg. v. A. Arndt. Berlin 2002 (KGA II, Band 10, Teilband 1), S. 393

8 A. Arndt: *Dialektik*, in: *Schleiermacher-Handbuch*, a.a.O.

9 M. Frank: *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und Textinterpretation nach Schleiermacher*. Frankfurt am Main 1985, S. 124

10 *Gelegentliche Gedanken*, a.a.O., S. 184f.

11 Brouillon zur Ethik [1805/1806], in: *Schleiermachers Werke*, hg. v. O. Braun. Band II. Leipzig 1913, S. 101

12 Versuch einer Theorie des geselligen Betragens [1799], in: *Schriften aus der Berliner Zeit 1796–1799*, hg. v. G. Meckenstock. (KGA I, Band 2). Berlin 1984, S. 176

13 N. Luhmann: *Interaktion in Oberschichten: Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Band I. Frankfurt am Main 1980, S. 72–161, hier S. 161

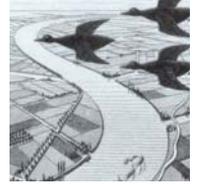
14 Vgl. Versuch einer Theorie, a.a.O., S. 176

15 Vgl. A. v. Harnack: *Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. Berlin 1900. Band I, S. 601f.; Band II, S. 367 (Nr. 194)

16 Ethik § 279; zit. W. Dilthey: *Leben Schleiermachers*, hg. v. M. Redeker. Göttingen 1966, Band II, S. 293

17 G. Scholtz: *Die Philosophie und die Wissenschaften in der Akademie. Schleiermacher und Hegel*, in: ders.: *Ethik und Hermeneutik. Schleiermachers Grundlegung der Geisteswissenschaften*. Frankfurt am Main 1995, S. 147–169; zit. M. Rössler, Akademiemitglied und Wissenschaftsorganisator, a.a.O.

18 A. v. Harnack: *Geschichte*, a.a.O., Band I, S. 592



Christoph
Markschies

Akademie und Universität

oder: Von der wechselseitigen Verwiesenheit zweier ungleicher Geschwister

Wer zu den Spezialisten gehört, die sich auf den Weg durch ziemlich ausdruckslose Athener Vorstadtstraßen machen, um die bescheidenen Überreste der Akademie Platons zu sehen, wird wissen, dass die Frage nach dem Verhältnis von Akademie und Universität zu den vielen spezifisch *neuzeitlichen* Problemen gehört. In der Antike hätte sich diese Frage niemand gestellt. Und zwar nicht etwa deswegen, weil es in der Antike noch gar keine Universitäten im heutigen Sinne gab und diese Form der Bildungseinrichtung erst eine mittelalterliche Erfindung ist (in Wahrheit kann man verschiedene antike Institutionen durchaus als Vorläufer der mittelalterlichen Universitäten bezeichnen). Nein, wer es in den etwas heruntergekommenen Athener Vorstadtpark geschafft hat, in dem ein paar bröselige Fundamente an die große platonische Akademie erinnern, weiß vermutlich auch, dass diese Akademie über lange Perioden hinweg sozusagen *die* antike Exzellenzuniversität darstellte – eine Stiftungsuniversität, um genau zu sein, deren jeweiliger wissenschaftlicher Vorstand (der Scholarch) zugleich auch der wirtschaftliche Vorstand der Stiftung war und deren Kontinuität ungeachtet aller inhaltlichen Brüche garantierte. Wie in der mittelalterlichen Universität fungierten fortgeschrittene Studenten zugleich als Lehrende, und das weit gefasste Lehrprogramm (darunter Astronomie, Mathematik, Sprachwissenschaft, Theologie, Verfassungstheorie und diverse Spezialdisziplinen der Philosophie wie Erkenntnistheorie, Ethik, Metaphysik oder Wissenschaftstheorie) kann man durchaus unter der Überschrift *Universitas litterarum* behandeln, weil eine stark auf Mathematik als einer Universalwissenschaft hin orientierte Gesamtheit von Wissenschaften mindestens im Blick war. In Hinblick auf die Akademie Platons stellte sich die Frage nach dem Verhältnis von Akademie und Universität also nicht; die Akademie war eine Art Universität, war *die Exzellenzuniversität*.

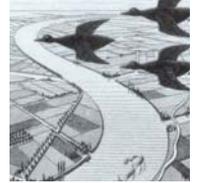
Gab es in der Antike aber eine Art übergeordnete Institution, der Mitglieder verschiedener Bildungseinrichtungen angehörten, so wie heute in aller Regel Mitglieder diverser Universitäten und außeruniversitärer Forschungseinrichtungen einer Akademie angehören – in Heidelberg beispielsweise Professorinnen und Professoren nicht nur aus Heidelberg, sondern auch aus Freiburg, Konstanz, Mannheim, Stuttgart, Tübingen und Ulm? Natürlich gab es auch in der Antike schon neben Platons Akademie andere, einigermaßen vergleichbare Bildungseinrichtungen – der Theologe denkt beispielsweise an die erste christliche Privatuniversität in der palästinischen Hafenstadt Caesarea, die der erste christliche Universalgelehrte Origenes im dritten Jahrhundert inaugurierte; seine Werke werden an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Und das Museion in Alexandria versuchte durchaus, die besten Köpfe aus Athen und anderswo (aber offenbar nicht aus Caesarea) in einer Institution zu vereinen; ein kluger Kopf hat es daher das ›Institute for Advanced Study‹ bzw. das ›Collège de France der Antike‹ genannt. Aber die Gelehrten blieben natürlich nicht gleichzeitig Mitglieder beispielsweise einer philosophischen Spezialschule in Ephesus, wenn sie am Museion Philosophie unterrichteten, sondern wechselten endgültig an die alexandrinische Einrichtung. Es bleibt also dabei: Die Frage nach dem Verhältnis von Akademie und Universität gehört zu den vielen spezifisch *neuzeitlichen* Problemen – unter anderem deswegen, weil bei knapp zehn Prozent lesefähiger Reichsbevölkerung in der Antike keine zentrale »Denkerbude« (um eine Polemik des Aristophanes gegen Sokrates und die Seinen zu bemühen) für besonders Begabte, besonders schwierige denkerische Probleme und besonders langwierige Editionsprojekte eingerichtet werden musste. Die Antike konnte es sich noch leisten, Akademie und Universität in einer einzigen Institution beisammenzuhalten.



In der Neuzeit wurde das unter den Bedingungen einer zunehmend demokratisierten Bildung, von schließlich massenhaften Zahlen und unübersehbarer Ausdifferenzierung zunehmend unmöglich, und damit, im Zuge der institutionellen Ausdifferenzierung von Akademien und Universitäten, stellt sich das Problem des Verhältnisses von Universität und Akademie. Mit dem nämlichen Stichwort – »Denkerbude« für besonders Begabte und besonders komplexe Probleme – sind wir auch schon bei einem *ersten Kardinalproblem* des Verhältnisses von Universität und Akademie in der Neuzeit. Wenn eine Akademie nach dieser Maxime beruft, ärgert sich jeder und jede an einer Universität, der oder die nicht zum erlauchten Kreis dazugehört. Seit Jahrhunderten. Ein besonders schönes Beispiel dieses Ärgers: In der Personalakte eines berühmten Professors einer nicht minder berühmten Universität (ich anonymisiere so weit als möglich) findet sich der höchst amüsante Schriftwechsel nach der Ernennung des nämlichen Kollegen zum Mitglied einer berühmten Akademie im Jahre 1996. Er beginnt nicht etwa mit der Gratulation der Universität. Da bittet vielmehr zunächst der Dekan die Rechtsstelle zu klären, ob *erstens* der Professor auf dem Wege von der Universität zur Akademie als Universitätsbeamter versichert sei, ob *zweitens* die Arbeit in der Akademie im dienstlichen Interesse der Universität läge oder eine genehmigungspflichtige Nebentätigkeit sei und *drittens* wegen rechtlicher Bedenken zunächst eine grundsätzliche Klärung herbeigeführt werden müsse. Erst nach vielen Blättern Akten erreicht man den erlösenden Klebezettel des Universitätspräsidenten, etwa des Inhaltes: »Leute, wir machen uns lächerlich! Gratuliert dem Kollegen zur Wahl und gut ist«. Das Verhältnis zwischen Akademie und Universität ist in aller Regel durch den Neid von Kollegen auf andere Kollegen, den natürlich eigentlich niemand haben darf und folglich auch niemand hat, belastet – »Warum ist dieser Volltrottel zugewählt worden und nicht ich?«. Das Problem verschärft sich, wenn eine Akademie ihre Zuwahlen nicht oder jedenfalls nicht nur nach der Maxime »Denkerbude« für besonders Begabte und besonders komplexe Probleme« vornimmt. Ich erinnere mich (und auch da muss ich nun wieder so weit als möglich anonymisieren), dass ich als Doktorand hörte, wie ein sehr geschätzter Lehrer sagte, man wähle in die Landesakademie des Bundeslandes aus der eigenen Universitätsstadt nur Kollegen zu, mit denen man auch gern gemeinsam an den Sitzort der Akademie im Auto oder Zug fahre. Ich fand

den Scherz – als solcher war der Satz wohl gemeint – schon damals mäßig geistreich, denn da sollte Souveränität dokumentiert werden und wurde doch nur eine problematische Praxis von Akademien wie Universitäten karikiert. Wahrscheinlich muss man sich klarmachen, dass die gerechteste und komplizierteste Zuwahlpraxis einer Akademie, die Begutachtung mit anonymisierten Peer-Review-Verfahren und was auch immer, das Problem nicht aus der Welt schaffen wird. Aber: Hier schreibt ein Zugewählter. Er hat es leicht, über den Ärger der anderen zu philosophieren. Vielleicht sollten Akademien also nicht nur lange Verzeichnisse mit stolzen Listen der in Hunderten von Jahren Zugewählten herausgeben, sondern jeweils aktualisierte Listen der prominenten *Nichtzugewählten* und der meist sehr schlichten Gründe. Hegel ist an der Preußischen Akademie der Wissenschaften kein Einzelfall, und Neid gibt es, wie das Beispiel Schleiermachers lehrt, der Hegels Zuwahl maßgeblich mit verhinderte, nicht nur bei Universitätsprofessoren auf Akademiemitglieder, sondern genauso gut umgekehrt bei Akademiemitgliedern auf Universitätsprofessoren.

Ich bleibe bei meinem Stichwort »Denkerbude«, wenn ich ein *zweites Kardinalproblem* des Verhältnisses von Akademie und Universität in der Gegenwart anspreche. Um es präzise zu beschreiben, müssen wir kurz noch einmal auf das erste Kardinalproblem zurückkommen. Dieses Problem resultiert nicht zuletzt aus der traditionellen Modellierung des Verhältnisses beider Einrichtungen im Sinne einer Über- und Unterordnung, polemisch zugespitzt: Es resultiert aus der Tatsache, dass manche Zeitgenossen Akademien als Denkerbuden der Hochbegabten und Universitäten als Farm zur Massentierhaltung ansehen und Letztere auch so alimentieren. Hier hilft ein Stück (aber eben auch nur ein Stück) die Überführung der hierarchischen Ordnung in eine Funktionsdifferenzierung: Akademien haben andere Aufgaben als Universitäten. In einer bis heute anregenden Weise hat das Schleiermacher in einem zweiten Abschnitt seiner großen Schrift »Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn« von 1808 vorgeführt, deren maßgeblich gestaltender Einfluss auf das Berliner Reformprojekt von 1809/10 meist sträflich unterschätzt wird, weil wir uns spätestens im Gefolge des Jubiläums von 1910 angewöhnt haben, von der Humboldtschen Universität zu reden. Natürlich schreibt auch Schleiermacher, dass in einer Akademie eigentlich »die Meister der Wissenschaft«



vereinigt sein sollten und daher alle »darnach streben« sollen, »dieser Vereinigung anzugehören« (KGA VI, S. 32). Aber dann versucht er eine solche Funktionsdifferenzierung in dem Sinne, dass Akademien sich mit den einzelnen, noch nicht entdeckten, nicht enzyklopädisch Gebändigten befassen, vorzüglich in der Gattung des Aufsatzes, Universitäten dagegen mit dem großen Ganzen in enzyklopädischer Form, vorzüglich in der Gattung des Lehrbuchs. Man kann ja darüber streiten, ob diese Funktionsdifferenzierung 1809/10 sinnvoll war, man sollte darüber streiten, ob sie 2009/10 sinnvoll ist – schließlich weist Schleiermacher, wieder polemisch zugespitzt, der Akademie das Leichenbegräbnis erster Klasse in Form der Akademieabhandlungen klassischer Gestalt zu, der Universität das Massengrab des für kurze Zeit weit verbreiteten und dann total vergessenen Lehrbuchs. Das akzeptiere, wer will. Nicht streiten aber sollte man darüber, dass die Funktionsdifferenzierung zwischen Akademie und Universität sich in den letzten Jahren begonnen hat zu verflüchtigen, mindestens sich abzuschleifen beginnt. Da eröffnen durch den Exzellenzwettbewerb des Bundes und der Länder die meisten Exzellenzuniversitäten kleine Institutes for Advanced Studies und berufen die »Meister der Wissenschaft« der jeweiligen Universitäten an diese paradiesischen Orte, damit sie endlich einmal Zeit haben, sich in interdisziplinären Runden auszutauschen. Wie verhält sich eigentlich genau das junge »Freiburg Institute for Advanced Study« (FRIAS) zur traditionsreichen Heidelberger Akademie der Wissenschaften? Weiter: Die kategorialen Abstände zwischen dem Langfristvorhabenprogramm der DFG und dem Akademienprogramm schrumpfen. Inzwischen dürfen sich auch Universitätsprofessoren, die keiner Akademie angehören, auf das Akademienprogramm bewerben, und der Grad der Öffnung des Programms für die Universitäten wird von manchen als Indikator für die wissenschaftliche Güte genommen. Bleibt im Grunde nur noch die zeitliche Differenz: Akademienvorhaben dürfen noch ein wenig länger dauern. Aber die Anträge in beiden Verfahren sind fast schon gleich lang. Wenn nun noch all' die kuriosen Versuche einer betriebswirtschaftlich gesteuerten (um der Wahrheit die Ehre zu geben: oft pseudo-betriebswirtschaftlich gestümperten) Optimierung in den Akademien Platz greifen – ja, dann wird man irgendwann Mühe haben, Akademien und Universitäten überhaupt noch zu unterscheiden.

Die Conclusio dieses Beitrages ergibt sich quasi zwangsläufig aus seiner Argumentation: Das Verhältnis zwischen Akademien und Universitäten sollte weiter und eher noch deutlicher als bisher im Sinne einer Funktionsdifferenzierung bestimmt werden. Ich versuche sie zum Schluss in aller Kürze und Vorläufigkeit, zunächst durchaus im Anschluss an Schleiermacher. Eine Wissensgesellschaft braucht nicht nur zügig verfasste, enzyklopädisch angelegte Übersichten zu allen Wissensgebieten, sondern auf Spezialgebiete bezogene Tiefbohrungen mit langem Atem, eben die Langzeitvorhaben der Akademien, die man sich schlecht an Universitäten vorstellen kann. Aber, wie die jüngste Reform des Akademienprogramms zeigt, gut mit Universitätsprofessoren auch außerhalb der Akademien. Weiter: Eine Wissenschaft braucht Orte, wo das wissenschaftliche Gespräch zwischen den Disziplinen nicht von der Konkurrenz um Hilfskraftgelder überlagert wie überschattet und nicht von den Absonderlichkeiten universitärer Gremien belastet wird. Wo dafür talentierte Geister im wahrsten Sinne des Wortes zu solchem Tun Kredit bekommen. Ich denke näher an die herrlich langen Diskussionen nach Klassenvorträgen und die großen Debatten beispielsweise der Berlin-Brandenburgischen Akademie über Kausalität, Modelle und Risiko. Schließlich: Eine Bildungslandschaft braucht eine kritische Arbeitsakademie, die mit lautem Krachen Selbstverständlichkeiten zusammenreißt, unbequeme Wahrheiten ohne Rücksicht auf Wahlchancen und Finanzierungsmöglichkeiten adressiert und noch einmal 50 Bände Leibniz ediert, einfach deswegen, weil da so wunderbar Kluges drinsteht. Kurz: Wenn die Funktionsdifferenzierung stimmt, brauchen Universitäten Akademien und Akademien Universitäten. Und wenn sie nicht mehr stimmt, braucht vielleicht die Gesellschaft beide Einrichtungen nicht mehr. Aber das wollen wir natürlich nicht hoffen, just the opposite.

Christian Strob

Die virtuelle Akademie

Die Ausbreitung des Internets hat einen neuen Raum für den Austausch von Wissen geschaffen – einen Raum, der in jeder Hinsicht virtuell ist. In ihm werden Informationen von Materie und damit von ihrer raum-zeitlichen Situierung getrennt. Wissen kann über das Internet zu jeder Zeit und an jedem Ort abgerufen oder verbreitet werden. Die Möglichkeit, realen Objekten illusorische Platzierungen zuzuweisen, erleichtert es darüber hinaus, neue Erkenntnisse zu gewinnen und – in den Worten Leibniz' – »mögliche Welten« zu erschließen.¹

Gerade wegen dieser Potenzialität (*virtualitas*) – die auch eine gewisse Beliebtheit einschließt – stellt sich die Frage der Qualitätssicherung von Wissen im virtuellen Raum. In der Open-Access-Debatte wird die Digitalisierung von Büchern als Ansatz diskutiert, das in ihnen versammelte Wissen online zugänglich zu machen. Doch birgt diese simple Übertragung nicht nur die Gefahr, ebenjene Strukturen und Institutionen zu beeinträchtigen, die wie das Verlagswesen die wissenschaftliche Qualität von Büchern gewährleisten und sich über deren Verkauf finanzieren², sondern sie bleibt auch hinter den Möglichkeiten des virtuellen Mediums zurück.

Der virtuelle Raum ermöglicht ebenso Kommunikation von Wissen wie auch Austausch über Wissen. Er verbindet die Eigenschaften der »elementaren« Interaktion und der Literalität durch die Überwindung ihrer Begrenzungen.³ Während der direkte Austausch durch die physische Anwesenheit begrenzt ist, erlaubt das Medium des Buches, dem eine räumliche Trennung von Autor und Rezipient eignet, zwar Kommunikation, aber keine Interaktion. Das virtuelle Medium hebt durch semiotische Repräsentation die räumliche Trennung der Interagierenden auf.

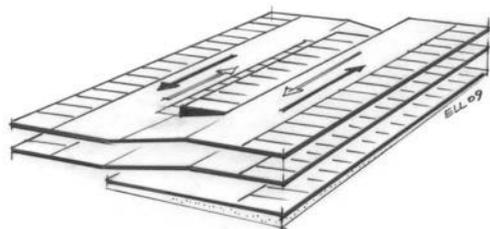
Doch unterliegen Austausch und Kommunikation in diesem raumlosen Raum gegenüber den analogen Kulturtechniken ihrerseits gewissen Beschränkungen. Weder kann – selbst bei virtueller Repräsentation des Körpers – die Kommunikationsvielfalt einer analogen Gesprächs-

situation (etwa die Feinheiten der Körpersprache) hergestellt noch das Lesevergnügen und Vermögen der analogen Lektüre erreicht werden. Als komplementäres Medium eröffnet dieser Raum jedoch neue Möglichkeiten der Wissenserschließung. Ein Beispiel mag das veranschaulichen:

An der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften entsteht derzeit unter Federführung der Initiative »The electronic life of the academy« ein virtueller *Wissensspeicher* mit dem Ziel, einen zentralen Zugang zu den vielschichtigen Wissensbeständen der Akademie einzurichten.⁴ Alle elektronischen Ressourcen der Akademie sollen auf drei miteinander verbundenen Ebenen durchdrungen und thematisch erschlossen werden können – etwa durch eine Suchanfrage zu »Virtualität«.

Die erste Ebene gibt Auskunft, in welchen Ressourcen der Akademie der gesuchte Begriff, also »Virtualität«, von zentraler Bedeutung – technisch gesprochen: in den Metadaten – ausgezeichnet ist, etwa beim Arbeitsbericht der Studiengruppe »Virtualität in Technik und Organisation«.⁵ Die zweite Ebene verschafft uns durch eine Volltextsuche einen Überblick darüber, welche Ressourcen diesen Suchbegriff wie häufig enthalten. Die dritte Ebene ermöglicht eine dialogische Erschließung der Struktur und des Inhaltes der Ressourcen, böte als Antwort auf unsere Suchanfrage etwa die Spezifikationsmöglichkeit, die Recherche zu Leibniz' Verständnis der möglichen Welten fortzusetzen. Über bereits im Aufbau befindliche Informationsquellen – wie das Personendaten-Repository – ließe sich nun das Thema weiter erschließen, etwa durch Abfrage von Schriftwechseln, die Leibniz führte und in denen auf die möglichen Welten Bezug genommen wird. Die Entstehung von Diskursen ließe sich so bis zu deren Ausgangspunkten nachvollziehen.

Der »Dschagannath-Wagen«, diese ungezügelt mächtige Maschine, als die Giddens die Moderne in Anlehnung an die indische Mythologie beschrieb, wird also



keineswegs vernichtend die Institution der Akademie überrollen.⁶ Im Gegenteil: Die Errichtung des Wissensspeichers zeigt, dass die Akademien fähig sind, einen bedeutenden Beitrag zur Gestaltung des virtuellen Raums zu leisten, indem sie Wissen nicht nur bereitstellen und eine gesicherte Langzeitarchivierung bieten, sondern zugleich so aufbereiten und strukturieren, dass es durch Interaktion schneller und umfassender erschlossen werden kann.

Interaktion im virtuellen Raum bezieht sich jedoch nicht nur auf das Erlangen von Informationen. Das Kommentieren und Reagieren ist ebenso Bestandteil des Austausches. Mechanismen der wissenschaftlichen Selbstreflexion sind also auch im virtuellen Raum denkbar. Erste Ansätze hierzu finden sich in der *Open-Source*-Bewegung, welche die gemeinsame Arbeit am Quellcode von Computerprogrammen über virtuelle Foren koordiniert und kommuniziert. Jenseits dieser hoch spezialisierten Plattformen unternimmt die interaktive Online-Enzyklopädie Wikipedia den Versuch, Wissen auf der Basis eines kollektiven Selbstkorrektivs zu sichern. Auch wenn hier die Anforderungen wissenschaftlicher Standards bekanntlich nicht immer erfüllt werden, kann die Vielzahl der Informationen und Hinweise, wie sie uns auch in zahlreichen Wissenschaftsblogs begegnen, für den kritischen Betrachter durchaus nützlich sein.

Eine Möglichkeit, diese Kulturtechniken der Wissensreflexion zu verfeinern, könnte das Modell einer auf dem Fundament des *Wissensspeichers* errichteten *virtuellen Akademie* darstellen. Sie vermag der öffentlichen Diskussion und Reflexion über das gesammelte Wissen der Akademien ein Forum zu bieten, deren Ergebnisse nicht unmittelbar, möglicherweise aber mittelbar in den Bestand des gesicherten Wissens aufgenommen werden. Denkbar wäre ein Portal ›Meine Akademie‹, in dem jeder Besucher der virtuellen Akademie die Möglichkeit erhielte, eine persönliche Seite zu erstellen, etwa zu einem kürzlich veranstalteten Forum an der Berliner Akademie oder zu einem der Forschungsvorhaben. Die Daten der Veranstaltung könnten über die Kalenderdatenbank der Homepage oder die diskutierte Wissensressource über den Publikationsserver (eDoc) der Akademie in diesem persönlichen Blog eingelesen und dort vom Nutzer kommentiert werden. Die bibliografischen Angaben weiterer vom Nutzer diskutierter Titel ließen sich durch die Datenbank der Akademiebibliothek vervollständigen. Diese direkte Anbindung der Diskussion an die qualitativ gesicherten

Wissensbestände der Akademie würde wissenschaftliche Transparenz schaffen und die Diskussion und Reflexion über Wissen erleichtern.

Darüber hinaus könnte eine Mediathek den öffentlichen Austausch der Akademieveranstaltungen durch Audio- und Video-Aufzeichnungen auch im virtuellen Medium zugänglich machen. Diese Podcasts – im Kontext der Akademie vielleicht treffender als ›Educasts‹ bezeichnet, da der Fokus auf der Wissensvermittlung liegt – eröffnen einen Zugang zu aktuellen Fragen der Wissenschaft und Forschung und sprächen vor allem ein jüngeres Publikum an, das die Kulturtechniken der virtuellen Kommunikation nahezu virtuos beherrscht.

Der Grundgedanke der Akademie, die Erschließung und Vermittlung von Grundlagenwissen könnte – so in die Virtualität transponiert – einen bedeutenden Beitrag leisten, dem humanistischen Bildungsideal Herders zu neuer Aktualität zu verhelfen, ein Ideal, das auch bei Internet-Protagonisten aufscheint, wie die Schlusspassage von Barlows »Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace« veranschaulicht: »Wir werden im Cyberspace eine Zivilisation des Geistes erschaffen. Möge sie humaner und gerechter sein als die Welt, die Eure Regierungen bislang errichteten.«⁷

Die Potenziale einer virtuellen Akademie zu benennen bedeutet jedoch nicht, deren Grenzen zu verschweigen. Der virtuelle Raum kann nicht die Öffentlichkeit schaffen, die im direkten Austausch in den Akademien entsteht, wohl aber die Erträge dieser Interaktion weitertragen und ergänzende Möglichkeiten des öffentlichen Austausches erschließen. Im Zentrum auch dieser Gedanken zur Virtualität steht daher die Frage nach der Idee der Akademie, nach ihrer Rolle in einer um den virtuellen Raum erweiterten ›Wissensgesellschaft‹.

1 G. W. Leibniz: »Versuche« in der Theodicée über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels, in: ders.: *Philosophische Werke in vier Bänden*, Hamburg 1996, Band IV, § 7f.

2 Ausführlich und kritisch hierzu: V. Gerhardt: Dann gehen wir eben ins Netz, in: *Gegenworte* 21 (2009), S. 22–25

3 Zur »elementaren« Interaktion vgl. N. Luhmann: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Wiesbaden 2005, S. 26

4 www.telota.de

5 www.bbaw.de/bbaw/Forschung/Forschungsprojekte/virtualitaet/de/Arbeitsberichte

6 ›Dschagannath‹ steht im Hindi für ›Herr der Welt‹, einen Titel des Gottes Krishna. Dessen Bildnis wurde in einem alten hinduistischen Ritual einmal im Jahr auf einem riesigen Wagen durch die Straßen gefahren. Dabei sollen sich manche Anhänger vor Verehrung unter diesen Wagen geworfen haben, um sich von ihm »zermalmen« zu lassen, wie Giddens schreibt; A. Giddens: *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt am Main 1995, S. 173f.

7 Die »Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace« wurde von J. P. Barlow 1996 online gestellt. Die deutsche Übersetzung ist abrufbar unter:

www.heise.de/tp/r4/artikel/1/1028/1.html

Reinhard F. Hüttl
und Martina
Röbbecke

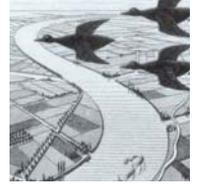
acatech – ein neues Forum der Technikwissenschaften

Die an Organisationen nicht gerade arme deutsche Wissenschaftslandschaft ist im Jahr 2008 um die Neugründung von gleich zwei Nationalen Akademien bereichert worden. Am 1. Januar 2008 wurde acatech zur Deutschen Akademie der Technikwissenschaften ernannt, und mit Wirkung zum 14. Juli 2008 wurden der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina die Aufgaben einer nationalen Akademie übertragen. Woher kommt dieses Interesse an einer Organisationsform, die auf den ersten Blick kaum zu den Erfordernissen der heutigen Wissenschaft zu passen scheint, die hoch spezialisiert, arbeitsteilig und betriebsförmig organisiert ist?

Im Hinblick auf acatech stellt der Wunsch des Bundes und aller 16 Länder, acatech möge als »Stimme der Technikwissenschaften« die Aufgaben einer nationalen Akademie wahrnehmen, zunächst einmal eine Auszeichnung und einen Meilenstein in der Geschichte der gesellschaftlichen und akademischen Anerkennung der technikwissenschaftlichen Disziplinen dar. Es ist eigentlich erstaunlich: In Deutschland, das seinen ökonomischen Erfolg nicht zuletzt dem Export von Spitzentechnologien und damit dem Wissen und Erfindungsreichtum von Ingenieuren verdankt, hat diese Anerkennung der Technikwissenschaften und ihrer Organisationen als Teil der akademischen Welt länger gedauert als anderswo. Die schwedische Akademie der Technikwissenschaften wurde bereits 1919 etabliert, alle anderen ingenieurwissenschaftlichen Akademien sind in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gegründet worden. Dazu gehören beispielsweise die National Academy of Engineering (USA/1964), die Royal Academy of Engineering (UK/1976), die Schweizerische Akademie der Technischen Wissenschaften (1981) und die französische Académie des Technologies, die im Jahr 2000 ins Leben gerufen wurde.

acatech ist also die bislang jüngste technikwissenschaftliche Akademie in Europa – und zugleich die älteste nationale Akademie der Bundesrepublik Deutschland. Die verschiedenen Hindernisse auf dem Weg zu ihrer Gründung lassen sich gut identifizieren, wenn man die Geschichte der technischen Bildungs- und Wissenschaftseinrichtungen in Deutschland betrachtet. Die Akademisierung dieser Einrichtungen begann etwa Mitte des 19. Jahrhunderts; sie führte zunächst zur Reform und Umbenennung der damaligen polytechnischen Schulen zu Technischen Hochschulen – übrigens maßgeblich vorangetrieben vom Verein Deutscher Ingenieure (VDI). Angestrebtes Ziel war eine Gleichstellung mit den Universitäten. Das bedeutete die Übernahme der universitären Verfassungsformen, also die Einführung von Senat, Dekanen und Rektor ebenso wie einen erheblichen Ausbau des Fächerspektrums um Mathematik und Naturwissenschaften bis hin zur Erweiterung um geisteswissenschaftliche Disziplinen. Nicht etwa eine stärkere Berufs- oder Praxisorientierung, sondern die Anhebung des Bildungsniveaus, eine Verwissenschaftlichung der Ausbildung sowie die Übernahme und eigenständige Bearbeitung von Forschungsaufgaben machten die Gleichstellungsforderungen schließlich unabweisbar. Im Jahr 1890 hatten alle Polytechnika des Deutschen Reiches den Status einer »Technischen Hochschule« erreicht – allerdings gegen den zum Teil heftigen Widerstand der Universitäten. Die hier dominierenden geistes- und naturwissenschaftlichen Fächer weigerten sich vielfach, den wissenschaftlichen Charakter der technischen Fächer – wie beispielsweise des Konstruktions- und Produktionswesens – anzuerkennen.

Besonders heftig bekämpften die Universitäten die Verleihung des Promotionsrechts an die Technischen Hochschulen. Ein erster Vorstoß der Technischen Hochschulen im Jahr 1894 scheiterte, und erst 1899 verließ Kaiser



Wilhelm II. den Preußischen Hochschulen im Rahmen einer Jubiläumsfeier der Technischen Universität Berlin das Promotionsrecht. Zwei Jahre später schlossen sich die anderen deutschen Länder an. Ein kleines Zugeständnis mussten die Technischen Hochschulen allerdings machen: Die von ihnen verliehenen akademischen Grade unterschieden sich deutlich von den universitären Graden. So wurden eigens der Titel »Dr.-Ing.« und als Voraussetzung für den Erwerb des Dokortitels der akademische Grad des »Diplom-Ingenieurs« eingeführt – wohl um deutlich zu machen, dass diese Zertifikate nicht wirklich gleichwertig mit universitären Abschlüssen sind. Heute werden beide Grade weltweit geradezu als Gütesiegel einer hochwertigen technikkissenschaftlichen Ausbildung betrachtet, und nicht ohne Grund halten viele Technische Universitäten daran als ihrem identitätsstiftenden Merkmal fest.

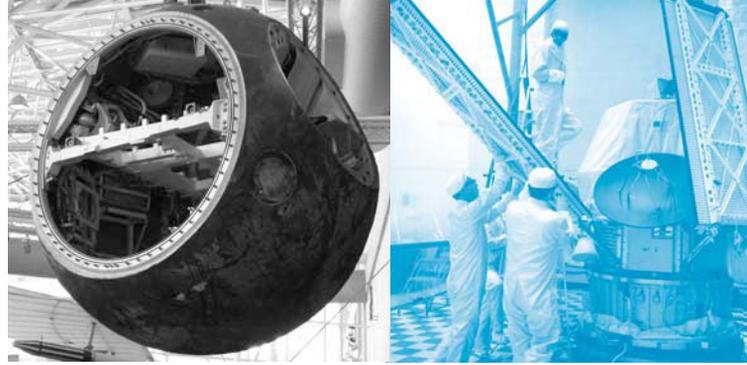
In die Zeit um diese Jahrhundertwende fallen auch die ersten Versuche der Gründung einer technikkissenschaftlichen Akademie. 1899 überreichte Alois Riedler, Professor für Maschinenbau an der Technischen Hochschule Berlin, Kaiser Wilhelm II. eine »Denkschrift zur Gründung einer Akademie der technischen Wissenschaften.« Darin wurde nicht etwa mit forschungspolitischen Erfordernissen argumentiert, sondern die zu schaffende »Festung der technischen Wissenschaften« sollte explizit »der Ingenieurarbeit soziale Anerkennung verschaffen«. Offenbar war die preußische Ministerialbürokratie nach den Auseinandersetzungen um das Promotionsrecht aber nicht gewillt, die Beziehungen zur Berliner Universität und Akademie weiter zu belasten – die Ablehnung wurde damit begründet, dass die geplanten Forschungen in das Arbeitsgebiet der Akademie der Wissenschaften fielen.

Erst fast 100 Jahre später folgte ein weiterer, dann allerdings erfolgreicher Gründungsversuch. Die Keimzelle dieses Unterfangens ist in der Gründung einer Arbeitsgemeinschaft von Mitgliedern mit technikkissenschaftlichen Kompetenzen zu sehen, die zwei verschiedenen Länderakademien angehörten. 1997 schlossen sich diese Mitglieder der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zu einem überregionalen »Konvent für Technikwissenschaften« zusammen. Ein wichtiger Ideengeber dieser Arbeitsgemeinschaft war Günter Spur, und unterstützt durch die engagierten Prä-

sidenten der beiden Akademien, Dieter Simon und Günther Wilke, sowie die Klassensekretare Reinhard Hüttl und Rolf Staufenbiel wurde der Plan entwickelt, alle Länderakademien an dem Konvent für Technikwissenschaften zu beteiligen. Dazu wurde ein Satzungsausschuss gebildet, in dem alle Unionsakademien vertreten waren.

Der »Konvent für Technikwissenschaften der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften« wurde im Frühjahr 2002 gegründet. Vorstandsvorsitzender und später Präsident von acatech wurde Joachim Milberg, der dem Konvent als Mitglied der Technikkissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften angehörte. Auch andere Vorstands- bzw. Präsidiumsmitglieder des Konvents prägten die Arbeit von acatech bis heute, dazu gehören von Anbeginn Günter Spur, Franz Pischinger, Rainer Kopp, Günter Pritschow, Bernd Hillemeier und Reinhard Hüttl.

Der Konvent hatte sich die Aufgabe gestellt, in absehbarer Zeit zur Deutschen Akademie der Technikwissenschaften zu werden. Die Rahmenbedingungen dafür waren günstig, da zeitgleich zur Gründung des Konvents auch der Wissenschaftsrat mit den Beratungen über die Gründung einer nationalen Akademie begann. Damit nahm der Wissenschaftsrat ein Thema auf, das von Jürgen Rüttgers Ende der achtziger Jahre aufgebracht und spätestens seit der Regierungserklärung von Helmut Kohl im Jahr 1994 intensiv diskutiert wurde. Die damalige Bundesregierung unterstützte die Gründung einer nationalen Akademie, erklärte jedoch ebenso wie später ihre sozialdemokratischen Nachfolger, auf die konkrete Form der Akademie keinen Einfluss nehmen zu wollen, sondern dies der Wissenschaft selber zu überlassen. Der Wissenschaftsrat stimmte 2004 dem Vorschlag zu, eine nationale Akademie der Wissenschaft zu gründen, und begründete dies ausdrücklich mit der Notwendigkeit, eine wissenschaftlich unabhängige Bearbeitung gesellschaftlicher Zukunftsthemen zu sichern und die deutsche Wissenschaft im Ausland zu vertreten. Er empfahl die Einrichtung einer Arbeitsakademie, hielt sich jedoch mit konkreten Vorschlägen für die detaillierte organisatorische Ausgestaltung der nationalen Akademie zurück. Darüber sollten sich die Vertreter der (damals) sieben Länderakademien, der acatech, der Leopoldina sowie der großen Wissenschaftsorganisationen – vertreten durch MPG und DFG – verständigen.



Auf der Grundlage dieser Beratungen wurde acatech als Nationale Akademie der Technikwissenschaften gegründet, und im Juli 2008 erklärte Bundesministerin Annette Schavan die Leopoldina zur Nationalen Akademie der Wissenschaften. Die Leopoldina nimmt, wie in einem Beschluss der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz präzisiert wurde, die Aufgaben einer Nationalen Akademie der Wissenschaft im Zusammenwirken mit den anderen Akademien wahr. Dazu haben die Akademien ein Koordinierungsgremium gebildet, in dem die Leopoldina mit drei Stimmen, die acht Länderakademien mit insgesamt drei Stimmen (darunter die Berlin-Brandenburgische Akademie permanent mit einer Stimme) und acatech mit drei Stimmen vertreten sind.

acatech hat sich in den vergangenen Jahren weit von dem Akademietypus der Gelehrtenversammlung entfernt und bei ihrer Entwicklung zu einer modernen Akademie in mehrfacher Hinsicht Neuland betreten. So gehört die von Bund und Ländern gewünschte Politik- beziehungsweise Gesellschaftsberatung zu ihren auch in der Satzung prominent hervorgehobenen Aufgaben. Dazu geht acatech entweder auf externe Beratungswünsche ein, wie etwa auf die Bitte von Bundesforschungsministerin Schavan, ein Konzept für die mittel- und langfristige Ausrichtung der Energieforschung zu erarbeiten. Oder acatech greift gesellschaftlich relevante Themen mit technisch-naturwissenschaftlichen Implikationen auf, die dann gestützt auf die wissenschaftliche Expertise der Mitglieder von acatech und aus einer multidisziplinären Perspektive bearbeitet werden. Beispiele dafür sind die Stellungnahmen von acatech zu Nutzen und Risiken des neuen Forschungsfeldes der Synthetischen Biologie oder zur Entwicklung der Medizintechnik sowie die Empfehlungen zur Förderung des Nachwuchses in Technik und Naturwissenschaft. In den kommenden Jahren wird sich das Spektrum der zu behandelnden Themen erweitern, da acatech in der Nachfolge des aufgelösten Rats für Innovation und Wachstum die Aufgabe erhalten hat, die Innovationsberatung der Bundeskanzlerin bzw. der Bundesregierung neu zu organisieren. Als Nationale Akademie sieht sich acatech in der Pflicht, diese Aufgabe wissenschaftsbasiert und in enger Zusammenarbeit mit den anderen Organisationen des Wissenschaftssystems zu bearbeiten.

Als erste technikwissenschaftliche Akademie in Deutschland hat acatech ferner die Aufgabe (und die Chance), ihren Platz im Spektrum der wissenschaftlichen Disziplinen und Organisationen neu zu bestimmen. Zwar spielen die ingenieurwissenschaftlichen Fächer eine herausgehobene Rolle, aber die Technikwissenschaften haben zugleich zahlreiche Berührungen mit den Naturwissenschaften – in zahlreichen Forschungsfeldern sogar mit den Geistes- und Sozialwissenschaften, die wichtige Beiträge zur Aufklärung über Nutzen, Chancen und Risiken neuer Technologien leisten. Auch verlangt die Praxis- und Anwendungsorientierung der Technikwissenschaften eine interdisziplinäre Herangehensweise, und entsprechend vielfältig gestaltet sich die fachliche Herkunft der Mitglieder von acatech. Bei komplexen Fragestellungen muss die technikwissenschaftliche Perspektive von acatech um andere Disziplinen bzw. Organisationen ergänzt werden, daher hat acatech die erwähnten Empfehlungen zur Synthetischen Biologie gemeinsam mit der DFG und der Leopoldina sowie das Energieforschungskonzept gemeinsam mit der Leopoldina und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften erarbeitet. Die anspruchsvolle Aufgabe einer wissenschaftsbasierten Politikberatung ist also mit einem gewissen Kooperationszwang verbunden und hat durchaus positive Rückwirkungen auf die vielstimmige deutsche Akademienlandschaft.

Die erwähnte Praxis- und Anwendungsorientierung führt darüber hinaus zu einer engen Kooperation der Akademiemitglieder mit der Wirtschaft und Industrie. Diese Kooperationsbeziehungen sind für die Technikwissenschaften charakteristisch und haben zu einer Organisation von acatech geführt, die eine Brücke zwischen Wissenschaft und Wirtschaft darstellen soll. So gibt es neben der Versammlung der Wissenschaftlichen Mitglieder einen Senat, der sich aus führenden Vertretern der Wirtschaft zusammensetzt. Diese Struktur bildet sich derzeit auch in der sogenannten ›Doppelspitze‹ der beiden Präsidenten ab, von denen einer aus der Mitgliederversammlung (Reinhard Hüttl) und einer aus dem Kreis der Senatsmitglieder (Henning Kagermann) kommt. Auch mit dieser Organisation, die keine andere wissenschaftliche Akademie in Deutschland kennt, betritt acatech Neuland. Neu ist auch die erwähnte Finanzierung durch den Bund und alle 16 Bundesländer – die anderen Akademien werden von ihren Sitzländern und die Leopoldina wird von ihrem Sitzland Sachsen-Anhalt sowie vom Bund finanziert.



Nicht zuletzt versteht sich acatech als Arbeitsakademie, die ihre Arbeit projektförmig organisiert. Für eine technikwissenschaftliche – und ebenso für eine naturwissenschaftliche – Akademie ist dieser Anspruch nicht trivial, denn acatech kann sich nicht auf eigene Labore und damit eigene Forschungsergebnisse stützen und auf diese Weise ihre Reputation in der wissenschaftlichen Welt mehren. Die experimentelle, auf Labore und eine entsprechende Infrastruktur gestützte Forschungstätigkeit ist eine Aufgabe der Universitäten, der außeruniversitären Forschungseinrichtungen und auch industrieller Forschungskapazitäten. Die Aufgaben von acatech gehen darüber hinaus. Als Akademie will sie gerade das ermöglichen, was im arbeitsteiligen Forschungsbetrieb häufig viel zu wenig geschieht: Im Mittelpunkt steht die interdisziplinäre Kommunikation über Organisations- und Fächergrenzen hinweg, die Beobachtung von Problemlagen und die Verdeutlichung des Beitrages, den die Wissenschaft zur gesellschaftlichen Entwicklung leisten kann. Die zahlreichen Anfragen machen deutlich, dass der Beratungsbedarf hoch ist und acatech offenbar eine Lücke füllt. In der Zukunft soll vor allem die Zusammenarbeit mit den europäischen Partnerakademien und die gemeinsame Gestaltung des europäischen Forschungsraums vorangetrieben werden. Das große Interesse von Politik und Öffentlichkeit zeigt, dass acatech auf einem guten Weg ist.

Jürgen Mittelstraß

Die gebildete Akademie?

Der Begriff der Bildung ist heute, vor allem in der Welt der Wissenschaft, eigentümlich funktionslos geworden. Er scheint nur noch zu stören. Und wenn er dennoch Verwendung findet, verbinden sich mit ihm Vorstellungen von einer heilen Welt, die längst einer auf ganz andere Kompetenzen setzenden Informations- und Wissenswelt gewichen ist. Der Begriff der Bildung steht für Abschied, nicht für Zukunft.

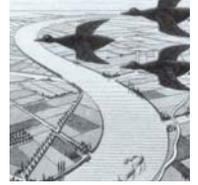
Das aber könnte voreilig sein, zum Beispiel wenn es um die Akademie und deren Zukunft geht.¹ Bildung im klassischen, heute in Verruf geratenen Sinne steht nämlich in erster Linie für ein besonderes Können und eine Lebensform, und dies auch in der Wissenschaft. Für Wilhelm von Humboldt, mit dessen Erwähnung man sich allerdings gleich wieder verdächtig macht, ist der Gebildete derjenige, der »soviel Welt, als möglich zu ergreifen, und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden« sucht.² Daher verbindet sich der Begriff der Bildung im klassischen Sinne auch mit dem Begriff der Orientierung. Orientierung, um die es in der modernen Welt nicht immer zum Besten bestellt ist, ist selbst etwas Konkretes, nichts Abstraktes wie Theorien oder die Art und Weise, wie wir Theorien weitergeben. Der Ort der Orientierung ist die Lebenswelt, nicht die begriffliche, die theoretische Welt. Nicht der Theoretiker und nicht der Experte sind diejenigen, die Orientierungsfragen beantworten, sondern derjenige, der lebensformbezogen die geheimnisvolle Grenze zwischen Wissen und Können, Theorie und Praxis schon überschritten hat. Eben das gilt auch von Bildung. Bildung und Orientierung gehören strukturell zusammen, und zwar in Form eines Könnens, das (mit Humboldt) Welt in sich zieht und Welt durch sich selbst ausdrückt, orientierenden Ausdruck verleiht. Was hat das wiederum mit Wissenschaft, vor allem aber mit Akademie zu tun?

Auf den ersten Blick gar nichts. Die Wissenschaften gelten heute nur noch bedingt als ein Ort der Bildung

und Akademien, zumindest in ihrer deutschen Form, nur noch bedingt als ein Ort der Forschung. Von den Wissenschaften wird erwartet, dass sie einen Verwertungszweck erfüllen (Innovation lässt grüßen), von den Akademien allenfalls, dass sie das wissenschaftliche Wissen verwalten. Meist gelten sie ohnehin als Einrichtungen zur Steigerung der Selbstachtung ihrer Mitglieder, nicht als Stätten wissenschaftlicher Arbeit. Hier schaut sich das Bedeutende an, hier wird es Ereignis. Ist das ein Ort für Bildung? Vielleicht sogar der einzige Ort, an dem sich Bildung heute noch auf Wissenschaft reimt? Ein Blick auf die Akademieggeschichte ist hier nützlich.

In gewissem Sinne sind die europäischen Akademien eine Erfindung der humanistischen Bildungsbewegung in Italien³, das heißt, sie erfolgte aus dem Geiste des Humanismus, der sich über die Erneuerung klassischer Studien, der »studia humanitatis«, definierte, im Wesentlichen von »curiosi« und »dilettanti« getragen war und sich als ein Wiederanschluss an die antiken Bildungsideen verstand. So sollte mit der 1459, auf Anregung des byzantinischen Philosophen Plethon, von Cosimo de' Medici gegründeten Florentiner Akademie die ursprüngliche Platonische Akademie wiedererstehen (deshalb auch als »Academia Platonica« bezeichnet); andere Einrichtungen wie die »Accademia della Crusca« (1584) wurden von Dichtern und Philologen, hier dem Dichter Grazzini und dem Philologen Salviati, gegründet.

Erst mit der »Royal Society« (1662) und der »Académie des Sciences« (1666), vor allem aber mit den Akademiekonzeptionen Leibnizens ändert sich diese Situation. Die ursprüngliche humanistische Orientierung tritt zurück; Wissenschaft im modernen Sinne nimmt ihren Anfang und damit auch die Vorstellung, dass Akademien (oder Sozietäten) der Wissenschaft zuvörderst der Mehrung des wissenschaftlichen Wissens dienen sollen. In der von Leibniz entworfenen Stiftungsurkunde der Berliner Sozietät vom 11. Juli 1700 heißt es, dass »vermittels be-



trachtung der wercke und Wunder Gottes in der Natur, auch anmerckung, Beschreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunstwercke, Geschäfte und Lehren, nützliche Studia, Wißenschafften und Künste auch dienliche Nachrichtenungen [...] excoliret, gebeßert, wollgefaßet und recht gebrauchet, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen aber zerstreuten menschlichen Erkänntnußen nicht allein mehr und mehr in ordnung und in die enge gebracht, sondern auch gemehret und woll angewendet werden möge⁴. Und auch das neue Statut vom 24. Januar 1812 der sich nunmehr als »Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften« bezeichnenden Sozietät hält fest: »Der Zweck der Akademie ist auf keine Weise Vortrag des bereits bekannten und als Wissenschaft geltenden, sondern Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiet der Wissenschaft.«⁵ Ein Wissenschaftsparadigma schiebt sich vor das ursprüngliche Bildungsparadigma.

Dabei verdankt sich der Aufstieg der Akademien zu großen Teilen dem Verfall der Universitäten. Dieser kündigt sich schon im 17. Jahrhundert an und erreicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. So halbiert sich bis 1818 die Zahl der Universitäten im deutschen Sprachgebiet. 22 Universitäten, darunter die Universitäten Bonn, Erfurt, Köln und Münster, schließen ihre Pforten, nachdem sich viele zuvor an Bedeutungslosigkeit gegenseitig zu überbieten suchten. Es bleibt nichts anderes übrig, als das Wissen aus den Universitäten herauszuführen – in die Akademien. Dass sich einige Universitäten schon früher vorsorglich den Namen »Akademie« zulegten, wie Helmstedt 1576 (»Academia Julia«), Heidelberg (»Academia Heidelbergensis«) und Köln (»Celebrissima Agrippinatum Academia«), war vor diesem Hintergrund nur Kosmetik.

Damit fällt aber mit der Gegengründung von Akademien im 17. und 18. Jahrhundert den Akademien aus der Konkursmasse der Universitäten auch wieder eine Bildungsaufgabe zu. Was die Universitäten nach allgemeiner Auffassung nicht mehr leisten, sollen nun die Akademien oder eine universitäre Neugründung wie diejenige Humboldts leisten. So ist für Humboldt die Akademie »die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft«⁶; und in seiner kurzen Rede anlässlich seiner Aufnahme in die Berliner Akademie am 19. Januar 1809 heißt es, dass die Wissenschaft »oft dann ihren wohlthätigsten Segen auf das Leben [ausgießt], wenn sie dasselbe gewissermaßen zu vergessen scheint«⁷. Das ist nicht etwa ein Loblied auf

die Grundlagenforschung, sondern auf Wissenschaft als Teil eines aufgeklärten Lebens, auch in ihrer »reinen«, theoretischen Form. Schon Aristoteles meinte, dass Theorie eine höchste Form der Praxis sei.⁸

Was hier zum Ausdruck gebracht wird, ist die aufklärerische Vorstellung, dass allein das wissenschaftliche Bewusstsein wahrhaft gebildet sei, eine Vorstellung, die auch der Begriff der Gelehrtengesellschaft, eng mit dem Konzept der Akademie verbunden, transportiert. Maupertuis bezeichnete 1750 die Mitglieder der Berliner Akademie als »hommes libres« und als »Citoyens de la République des Lettres«⁹ (in feiner Abgrenzung gegenüber der unfreien Universität und dem absoluten Staat), Formey, seit 1748 Sekretär der Akademie, es als deren Aufgabe, gegen das Unwissen in einem Jahrhundert des Halbwissens vorzugehen.¹⁰ Bereits Leibniz hatte in diesem Sinne zur Begründung seiner Akademiepläne auf die von Gott dem Menschen auferlegte »Vervollkommnung« seiner Natur verwiesen.¹¹

Das sind hohe Erwartungen, denen denn auch weit nüchternere gegenüberstehen. Während Lichtenberg noch meint, dass »die Welt nicht da ist, um von uns erkannt zu werden, sondern um uns in ihr zu bilden«¹², scheint Kant, auf den er sich wohl zu Unrecht bezieht, mit dem Begriff der Bildung nicht viel im Sinn zu haben – vielleicht in ahnungsvoller Antizipation des Umstandes, dass sich alsbald schwächere Geister (wie Pestalozzi und Schleiermacher) auf ihn stürzen. Nicht sofort. Da ist zum Beispiel Fichte, für den alle Bildung vom Ich als einem »Werk meiner selbst«¹³ auszugehen habe, und Hegel, der die »Geschichte der Bildung des Bewusstseins« unter dem Gesichtspunkt der »Geschichte der Bildung der Welt«, der Welt »eingegründet«, zu betrachten sucht.¹⁴ Faktisch kündigt sich die Entkoppelung von Wissenschaft und Bildung schon im 19. Jahrhundert an. Auch die neuhumanistischen Konzeptionen haben dem wenig entgegenzusetzen.

Und heute? In einer Welt, in der Wissenschaft nur noch unter der falschen Alternative Selbstzweck oder verwertbares Wissen gesehen wird, gerät aus dem Blick, was eine Verbindung von Wissenschaft und Lebensform einmal besagte. Bildung ist dafür nur ein anderes Wort. Und die Akademien? Sie könnten Ausdruck eines derartigen wiederzugewinnenden Selbstverständnisses sein – als Utopie und Erinnerung zugleich. Denn wo kommt schon beides zusammen? Ein hohes wissenschaftliches Ansehen und eine gemeinsame, transdisziplinäre und



Orientierungsgesichtspunkten wieder Platz gebende Arbeit? In unseren wissenschaftlichen Teilsystemen ist das schwierig, in der Akademie nicht – wenn diese nur will und darauf verzichtet, in ihrer eigenen Organisation, zum Beispiel der Klassenbildung, nur die üblichen Organisationsformen von Wissenschaft zu spiegeln.

Die traditionellen Wege sind für eine moderne Akademie ohnehin versperrt, zum Beispiel (1) die Rückkehr zur humanistischen Bildungsidee, sei es im ursprünglichen Renaissance- oder im späteren, neuhumanistischen Sinne, (2) die Rückkehr zur Idee der Gelehrtensozietät, die in ihren neueren Formen die Wissenschaft eher feiert und verwaltet, als sie aktiv und auf neuen, zum Beispiel transdisziplinären, Wegen zu betreiben, (3) die Rückkehr zur Forschungsakademie im engeren Leibniz'schen Sinne. Gegen die Rückkehr zur humanistischen Bildungsidee steht die Wirklichkeit einer Welt, die sich nicht mehr in vergangenen, sondern nur noch in ihren eigenen Werken spiegelt; gegen die Rückkehr zur reinen Gelehrtenengesellschaft die Wirklichkeit einer ›Forschungsindustrie‹ und die Verwandlung des Gelehrten in einen merkwürdigen Außenseiter; gegen die Rückkehr zur Forschungsakademie der Umstand, dass der wissenschaftliche Alltag unwiderruflich in anderen Häusern stattfindet.

Mit anderen Worten, wenn die Akademien eine institutionelle Zukunft auch in Bildungsdingen haben sollten, dann auf transdisziplinären, Wissenschaft und sich selbst reflektierenden Wegen. Dabei ist transdisziplinäres Denken eigentlich ein Erfordernis der Forschung selbst, nichts, was sich philosophische Köpfe, dem Empirischen nicht sonderlich gewogen, nur ausdenken. Im Übrigen setzt Bildung als institutionelle Aufgabe Bildung in den beteiligten Köpfen voraus. Schließlich soll etwas dabei herauskommen, wenn Köpfe aus den unterschiedlichsten Wissenschaftsbereichen zusammenstoßen, und nicht nur Köpfe, die ohnehin, in einem engen fachlichen oder disziplinären Rahmen, dasselbe denken.

Der Vorstellung, dass das wissenschaftliche Bewusstsein nur als gebildetes seiner gesellschaftlichen Rolle gerecht wird, gilt es also in der Akademie wieder Geltung zu verschaffen – als Korrektiv der wissenschaftlichen Köpfe selbst! Dass ein solcher Weg nicht aus der Welt, wie sie ist, herausführt, macht wiederum Leibniz klar. So sollen Wissenschaft und Philosophie über die Akademien den Weg in die Lebenswelt, das heißt in die Welt der gemeinsamen Bedürfnisse und Probleme, finden. Was theo-

retisch ist, ist in anderer Weise, zum Beispiel bezogen auf seine Wirkungen, immer auch praktisch. Schon als Student hatte Leibniz in einem Metaphysiklehrbuch die philosophisch erhabenen »Regeln des Seins«, zu denen neben der Regel »kein Sein ist absolut« auch die Regel »kein Sein ist so niedrig, daß es keine angemessene Wirkung hat« gehört, durch den Hinweis »und ein wertloses Mitglied der Republik des Seins wird«¹⁵ ergänzt. In einem ›Reich der Geister‹ sollen sich theoretische und praktische Formen des Wissens miteinander verbinden. Das wiederum ist auch das Wesen aller Orientierung. ›Sich orientieren‹ bedeutet schließlich weder, nur dem Gegebenen folgen, noch, sich in seinen Kopf zurückziehen. Orientierungen verbinden vielmehr die Welt mit dem Kopf, die Dinge mit ihrer Darstellung, das, was vor Augen liegt, mit einer Leibniz-Welt.

Damit könnten die Akademien im Leibniz'schen Sinne der Orientierung in einer Welt dienen, die schon zu Leibniz' Zeiten längst keine natürliche, das heißt sich auf natürliche Ordnungen berufende, mehr ist. Allerdings dürften seine Vorstellungen von einem philosophischen und wissenschaftlichen Maß, in dem sich göttliche und menschliche Vernunft miteinander verbinden, heute kaum mehr Realisierungschancen haben, auch keine Bildungschance, sehr wohl aber seine Einsicht, dass es eines Maßes bedarf, um Wissenschaft als Ausdruck der vernünftigen Natur des Menschen und seiner Welt begreifen zu können. Schließlich hat schon Leibniz erkannt, dass ein Verfügungswissen, das heißt ein positives Wissen um Ursachen, Wirkungen und Mittel, mit dem wir in Wissenschaftsform über die Welt verfügen, und ein Orientierungswissen, das heißt ein regulatives Wissen um begründete Ziele und Zwecke, mit dem wir uns in der Welt orientieren, zusammengehören. Die Leibniz'sche Frage nach einem Maß von Philosophie und Wissenschaft ist auch die Frage, ob Philosophie und Wissenschaft noch die Funktionen eines Orientierungswissens, im weiteren Sinne die eines Bildungswissens, übernehmen können. Für Leibniz und seine Akademie war das klar, für uns nicht. Hier könnte die gebildete Akademie auch eine bloß eingebildete sein.



- 1 Für eine ausführliche Darstellung vgl. J. Mittelstraß: Akademie und Bildung, in: W. Voßkamp (Hg.): *Ideale Akademie. Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie?* Berlin 2002, S. 145–157
- 2 W. v. Humboldt: Theorie der Bildung des Menschen (Bruchstück), in: ders.: *Gesammelte Schriften* I–XVII. Berlin 1903–1936, Band I, S. 255
- 3 Vgl. R. Vierhaus: Die Organisation wissenschaftlicher Arbeit. Gelehrte Sozietäten und Akademien im 18. Jahrhundert, in: J. Kocka (Hg.): *Die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich*. Berlin 1999 (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Arbeitsberichte 7), S. 3–21
- 4 *Leibniz und seine Akademie. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften 1697–1716*, hg. v. H.-St. Brather. Berlin 1993, S. 87
- 5 In A. v. Harnack: *Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* II. Berlin 1900, S. 367
- 6 W. v. Humboldt: *Gesammelte Schriften* X, S. 32
- 7 In A. v. Harnack, *Geschichte*, a.a.O., S. 341
- 8 Aristoteles: *Eth. Nic.* K7.1177a 12ff.
- 9 P. L. de Maupertuis: Des devoirs de l'académicien, in: *Histoire et Mémoires de l'Académie Royale des Sciences et Belles Lettres de Berlin 1753*, S. 511; vgl. J. Voss: Die Akademien als Organisationsträger der Wissenschaften im 18. Jahrhundert, in: *Historische Zeitschrift* 231 (1980), S. 44
- 10 S. Formey: Considérations sur ce qu'on peut regarder aujourd'hui comme le but principal des académies, in: *Histoire et Mémoires de l'Académie Royale des Sciences et Belles Lettres de Berlin 1768*, S. 358f., 361f.
- 11 G. W. Leibniz: Aufzeichnung zum Konzept einer ›Societas Philadelphica‹ (1669), in: ders.: *Sämtliche Schriften und Briefe* IV/1. Berlin 1983, S. 553
- 12 G. Chr. Lichtenberg: Sudelbücher J 898, in: ders.: *Schriften und Briefe* I–IV, hg. v. W. Promies. München 1967–1972, Band I, S. 779
- 13 Vgl. J. G. Fichte: Die Bestimmung des Menschen (1800), in: ders.: *Sämtliche Werke* I–VIII, hg. v. J. H. Fichte. Berlin 1845–1846, Band II, S. 256
- 14 G. W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes, in: *Werke in zwanzig Bänden*, hg. v. E. Moldenhauer und K. M. Michel. Frankfurt am Main 1969–1979, Band III, S. 32 (›Geschichte der Bildung der Welt‹), S. 73 (›Geschichte der Bildung des Bewußtseins‹)
- 15 G. W. Leibniz: Notae ad Joh. Henricum Bisterfeldium, in: ders.: *Sämtliche Schriften und Briefe* VI/1. Berlin 1990², S. 155

Autorinnen und Autoren

Hans-Martin Gauger, geb. 1935, studierte romanische, englische, deutsche Philologie und Philosophie in Tübingen, Leicester, Paris und Santander. Er habilitierte sich 1968 in Romanischer Philologie und war von 1969 bis 2000 Professor für Romanische Sprachwissenschaft in Freiburg im Breisgau; 1984 erhielt er den Deutschen Sprachpreis, 1994 den Karl-Vossler-Preis für »wissenschaftliche Werke von literarischem Rang« und 1996 den Oberrheinischen Kulturpreis; er ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Als Buchpublikationen erschienen zuletzt: *Vom Lesen und Wundern. Das Markus-Evangelium* (2005); *Das ist bei uns nicht Ouzo. Sprachwitze* (2006); *Was wir sagen, wenn wir reden* (2007) und (als Herausgeber) *Lob der Sprache* (2008).

Volker Gerhardt, geb. 1944, lehrt Philosophie an der HU Berlin. Er ist Ehrendoktor der Universität Debrecen, Mitglied der Academia Scientiarum et Artium Europaea und des Nationalen und des Deutschen Ethikrates, des Senats der Deutschen Nationalstiftung und Vorsitzender der Wissenschaftlichen Kommission der Union der Akademien. Letzte Veröffentlichungen: *Immanuel Kant. Vernunft und Leben* (2002); *Die angeborene Würde des Menschen* (2004); *Partizipation. Das Prinzip der Politik* (2007); *Exemplarisches Denken* (2008); *Politischer Existenzialismus* (2009); *Die Quadratur der Politik* (2009); er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Joseph Hanimann lebt als Publizist und Kulturkorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in Paris. Lehrbeauftragter am Institut d'Études Politiques (Sciences Po). Er veröffentlichte unter anderem *Vom Schweren. Ein geheimes Thema der Moderne* (1999).

Hartmut Hecht studierte Physik und Philosophie an der HU Berlin und lehrte an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, der Europa-Universität Viadrina Frankfurt an der Oder sowie der HU Berlin. Seit 1984 ist er in der Leibniz-Forschung tätig und seit 2001 Arbeitsstellenleiter der Berliner Arbeitsstelle der Leibniz-Edition der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Petra Hoffmann, Dr. phil., Historikerin und Soziologin, lebt in Berlin; ihre Forschungsschwerpunkte sind Wissenschafts- und Geschlechtergeschichte sowie Akademiegeschichte; sie ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin im AK »Frauen in Akademie und Wissenschaft« im Bereich »Frauen an einer außeruniversitären Wissenschaftsorganisation« (Arbeitsorganisation der Akademieprojekte); demnächst erscheint: *Weibliche Arbeitswelten in der Wissenschaft. Frauen an der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* (2010).

Carsten Hucho, geb. 1964, ist nach PostDoc-Aufenthalt in den USA und Bayern seit 1999 am Paul-Drude-Institut für Festkörperelektronik der Leibniz-Gemeinschaft in Berlin tätig; Arbeiten an kollektiven elektronischen Phänomenen. Seit 2005 ist er Wissenschaftlich-Administrativer Koordinator des Instituts.

Ferdinand Hucho, geb. 1939, war Professor für Biochemie an der FU Berlin und ist Autor von mehr als 200 Veröffentlichungen, darunter *Grundkurs Biochemie* (1985), *Handbook of Experimental Pharmacology*, Vol. 102: *Selective Neurotoxicity* (1993) und (als Mitherausgeber) *Gentechnologiebericht* (2005). Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und dort Initiator der Interdisziplinären Arbeitsgruppe »Gentechnologie-Bericht«.

Tim Hucho, geb. 1971, leitet nach internationalen Wanderjahren seit 2005 die Arbeitsgruppe »Signalwege der Schmerzsensitivierung« am Max-Planck-Institut für molekulare Genetik in Berlin.

Reinhard F. Hüttel, Prof. Dr. Dr. h. c., geb. 1957, studierte Forstwirtschaft mit Schwerpunkt Bodenwissenschaften an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau sowie an der Oregon State University (USA). Nach einer Professur an der University of Hawaii übernahm er den Lehrstuhl für Bodenschutz und Rekultivierung an der Technischen Universität Cottbus, deren Aufbau er als Projektor bzw. Vizepräsident beleitete. Von 2003 bis 2006 war er Vorsitzender der Wissenschaftlichen Kommission des Wissenschaftsrates. Seit 2006 ist er Mitglied der Königlich-Schwedischen Akademie für Agrar- und Forstwissenschaften sowie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und seit 2008 der Schweizerischen Akademie der Technischen Wissenschaften. Seit 2007 ist er der Wissenschaftliche Vorstand und Sprecher des Vorstands des GeoForschungsZentrum Potsdam und seit 2008 Präsident der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften (acatech); er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Christoph Kehl, geb. 1972 in Zürich, erhielt 1997 das Diplom als Naturwissenschaftler von der ETH Zürich und 2004 den MA in Philosophie von der FU Berlin; von 1999 bis 2003 war er Redaktionsassistent der GEGENWORTE. Er promoviert zu medizinischen Konstruktionen von Erinnern und Vergessen im Promotionschwerpunkt »Biomedizin« des Evangelischen Studienwerks Villigst, daneben ist er als freier Lektor und Redakteur tätig (www.christophkehl.de).

Eckhard Keßler, geb. 1938, ist emeritierter Professor für Philosophie und Geistesgeschichte der Renaissance der Ludwig-Maximilians-Universität München, an der er auch 1967 promoviert wurde und sich 1975 habilitierte. Er war Visiting Associate Professor of Philosophy an der Columbia University in New York, Direktor des Deutschen Studienzentrums in Venedig, Visiting Professor der British Academy und Gastprofessor an der Université de Fribourg. Zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen zählen: *Petrarca und die Geschichte. Geschichtsschreibung, Rhetorik, Philosophie im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit* (1978), *Cambridge History of Renaissance Philosophy* (als Mitherausgeber, 1988) und *Die Philosophie der Renaissance. Das 15. Jahrhundert* (2008); er ist Mitbegründer und Herausgeber der *Humanistischen Bibliothek*.

Anneliese Klingenberg studierte Germanistik, Pädagogik und Psychologie in Leipzig. Nach zwei Jahren im Schuldienst und Kindererziehungszeiten war sie von 1963 bis 1971 Mitarbeiterin an den Weimarer Goethe-Gedenkstätten, 1971 bis 1990 an der Akademie der Wissenschaften der DDR, 1991 bis 2000 Projektleiterin am Forschungszentrum Europäische Aufklärung Berlin/Potsdam und 1991 bis 1998 Privatdozentin und außerplanmäßige Professorin an der Universität Leipzig. Sie veranstaltete 1993 an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften die erste Karl-Philipp-Moritz-Konferenz der deutschen Literaturgeschichte und ist Mitherausgeberin der Moritz-Gesamtausgabe und deren Akademie-Bandes.

Christoph Marksches, geb. 1962, ist Ordinarius für Ältere Kirchengeschichte (Patristik) an der HU Berlin und zugleich deren Präsident; er ist Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, Erfurt und Heidelberg sowie der Europäischen Akademie der Künste und Wissenschaften; er ist Sekretar der geisteswissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und wurde 2001 mit dem Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet.

Jürgen Mittelstraß war nach dem Studium der Philosophie, Germanistik und Evangelischen Theologie in Bonn, Erlangen, Hamburg und Oxford, der philosophischen Promotion in Erlangen (1961) sowie der Habilitation (1968) von 1970 bis 2005 Ordinarius für Philosophie und Wissenschaftstheorie in Konstanz. 1997 bis 1999 war er Präsident der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland und 2002 bis 2008 Präsident der Academia Europaea, der Europäischen Akademie der Wissenschaften (mit Sitz in London) und ist seit 2005 Vorsitzender des Österreichischen Wissenschaftsrates. Er erhielt 1989 den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft und 1998 die Lorenz-Oken-Medaille der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte (GDNÄ); er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Wolfgang Neugebauer, geb. 1953 in Berlin, ist Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte (16.–18. Jahrhundert) an der Universität Würzburg. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen auf den Gebieten der Vergleichenden Geschichte politischer Strukturen, der Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte seit dem späten Mittelalter und der Geschichte Preußens. An der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften leitet er das Zentrum »Preußen-Berlin« und das Akademievorhaben »Preußen als Kulturstaat«. Er ist Herausgeber des *Handbuch der Preußischen Geschichte* und arbeitet derzeit unter anderem an einer Monografie über das Akademiemitglied Otto Hintze (1861–1940), für die er neue, handschriftliche Quellen zugrunde legen kann; er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Robert E. Norton, geb. 1960, studierte Germanistik und Philosophie in Santa Barbara, Göttingen, Princeton und Berlin. Seit 1998 ist er Professor für Germanistik an der University of Notre Dame. Er ist ein ehemaliger Guggenheim-Fellow und erhielt 2003 den Jacques-Barzun-Preis für Kulturgeschichte, der alljährlich von der American Philosophical Society verliehen wird. Zuletzt erschienen: *Secret Germany. Stefan George and his Circle* (2002) und *Ernst Bertram, Nietzsche. Attempt at a Mythology* (2009).

Ulrich Päßler, geb. 1975 in Dresden, studierte Neuere und Neueste Geschichte sowie Politikwissenschaft in Tübingen, Freiburg im Breisgau und Amherst, Mass.; er wurde 2007 an der Universität Mannheim promoviert und ist seit 2008 Mitarbeiter der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Tyenne Claudia Pollmann schuf die ganzseitigen Bilder im Heft, ihre Biografie findet sich auf S. 55.

Wolfert von Rahden lehrte und forschte als Linguist und Sozialwissenschaftler an der FU Berlin und war wissenschaftlicher Referent und stellvertretender Direktor des Einstein Forum Potsdam; danach arbeitete er an der Nietzsche-Manuskript-Ausgabe und war verantwortlicher Gründungsredakteur der *Zeitschrift für Ideengeschichte* (ZIG). Zuletzt erschienen »Einen tanzenden Stern gebären ...« – Nietzsches ewige Niederkunft des Neuen, in: *Die Figur des Neuen* (2008), sowie (jeweils als Mitherausgeber) *Letzte Worte* (ZIG II.2/2008), *Die Insel West-Berlin* (ZIG II.4/2008) und *Kampfzone* (ZIG III.4/2009); er ist seit 2006 verantwortlicher Redakteur der GEGENWORTE.

Martina Röbbcke, geb. 1959, studierte Germanistik, Soziologie und Politikwissenschaften an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und an der FU Berlin und wurde dort im Fach Politikwissenschaften promoviert. Sie war Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Berlin), am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), bei der Evaluationsagentur Baden-Württemberg (evalag) und im Arbeitsbereich Ressortforschung des Wissenschaftsrates (Köln). Seit 2007 ist sie Referentin des Präsidiums von aca-tech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften im Hauptstadtbüro Berlin.

Markus Schnöpf ist Historiker und wissenschaftlicher Bibliothekar. Er hat an der FU Berlin Geschichte mit dem Schwerpunkt Wissenschaftsgeschichte studiert und an der HU Berlin Bibliotheks- und Informationswissenschaften. Seit 2005 ist er an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften angestellt, bis 2007 in der Akademiebibliothek und seitdem bei Telota (The electronic life of the Academy). Er ist der Urgroßneffe des Volkskundlers und Akademiemitglieds Johannes Bolte.

Ingo Schwarz, geb. 1949 in Berlin, wurde nach dem Studium der russischen und englischen Sprache in Berlin 1979 an der HU Berlin promoviert und arbeitet seit 1989 an der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Berliner Akademie der Wissenschaften, der heutigen Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Günter Stock, geb. 1944, 1970 Promotion, 1978 Habilitation in Heidelberg, war 1980 bis 1983 Professor für das Fach Vegetative Physiologie in Heidelberg; von 1983 bis 2005 war er bei der Schering AG, seit 1989 als Mitglied im Vorstand. Er ist Mitglied des Wissenschaftsrates, Mitglied des Senats- und des Verwaltungsrates der Max-Planck-Gesellschaft und deren Vizepräsident, Senator der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Senator der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste sowie der Academia Europaea, Mitglied in verschiedenen Kuratorien (u. a. HU Berlin, DIW) sowie Mitglied mehrerer Aufsichtsräte und wissenschaftlicher Institutionen. Seit 2006 ist er Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und seit 2008 Präsident der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften.

Christian Strob, geb. 1983, studiert Islamwissenschaft, Politikwissenschaft und Ethnologie in Berlin. Seit 2007 arbeitet er im Referat für Information und Kommunikation und bei den Jahresthemen »Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa« und »Evolution in Natur, Technik und Kultur« der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Ute Tintemann studierte Italienische Philologie und Linguistik in Bologna und an der FU Berlin und wurde dort 2004 in Romanischer Philologie bei Jürgen Trabant promoviert. Seit 2001 arbeitet sie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften: Zunächst war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei dem Projekt »Berliner Klassik«, und seit 2004 leitet sie die Arbeitsstelle des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Editionsprojekts »Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft«.

Lars Trägårdh erwarb seinen Ph. D. in Geschichte an der University of California in Berkeley und lehrte am Barnard College, Columbia University. Derzeit ist er Professor of History and Civil Society Studies am Ersta Sköndal University College in Stockholm. Er publiziert sowohl wissenschaftlich wie auch journalistisch. Als letzte Buchveröffentlichungen erschienen *State and Civil Society in Northern Europe* (2007) und eine Monografie über Autonomie und Kommunität in Schweden, Deutschland und den USA (*Är svensken människa: gemenskap och oberoende i det moderna Sverige*, 2006).

Wilhelm Voßkamp ist Professor emeritus für Neuere deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität zu Köln und war Direktor am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld und am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg in Köln. Gegenwärtig ist er Projektleiter der Schleiermacher-Briefwechsel-Edition an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Zuletzt erschien *Roman des Lebens. Die Aktualität der Bildung und ihre Geschichte im Bildungsroman* (2009); er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Peter Weingart studierte Soziologie und Volkswirtschaftslehre in Freiburg im Breisgau, Berlin und Princeton und wurde 1970 an der FU Berlin promoviert (Dr. rer. pol.). Er ist seit 1993 Professor für Soziologie (Wissenschaftssoziologie und -politik) in Bielefeld und Editor-in-Chief von *Minerva – A Review of Science, Learning and Policy*; er ist Mitglied der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften (acatech) und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Conrad Wiedemann, geb. 1937, ist Professor emeritus für deutsche Literatur und studierte Literatur- und Kunstgeschichte. Seit 1972 war er Professor in Frankfurt am Main, Gießen und an der TU Berlin mit Gastprofessuren in Wien, Göttingen und Jerusalem; 1987/88 war er Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin; er ist Gründungsmitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Theresa Wobbe, Dr. phil., Historikerin und Soziologin, ist Professorin für Geschlechtersoziologie an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam; ihre Forschungsschwerpunkte sind der institutionelle Wandel des Geschlechts im wissenschaftlichen, politischen und religiösen Kontext sowie europäische Vergesellschaftungsprozesse und Weltgesellschaft; zahlreiche Publikationen auf dem Gebiet von Wissenschaftsgeschichte und Wissenssoziologie, im Kontext der AG »Frauen in Akademie und Wissenschaft« unter anderem (jeweils als Herausgeberin) *Frauen in Akademie und Wissenschaft. Arbeitsorte und Forschungspraktiken (1700–2000)* (2002) und *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne der Wissenschaft* (2003).

FLUQ denker

aufgeschlossen

Die auflagenstärkste hochschul- und
wissenschaftspolitische Zeitschrift Deutschlands.
Leseprobe unter: www.forschung-und-lehre.de
oder per Fax 02 28 902 66-90

**Forschung
& Lehre**

ALLES WAS DIE WISSENSCHAFT BEWEGT

POLITISCHE
PHILOSOPHIE UND
RECHTSTHEORIE
DES MITTELALTERS
UND DER NEUZEIT
(PPR)

*Texte und
Untersuchungen*

Herausgegeben von Alexander Fidora, Heinz-Gerhard Justenhoven, Matthias Lutz-Bachmann und Andreas Niederberger. BEIRAT: Francisco Bertelloni, Armin von Bogdandy, Norbert Brieskorn, Juan Cruz Cruz, Otfried Höffe, Ruedi Imbach, Bernhard Jussen, Jürgen Miethke, Martha Nussbaum, Kenneth Pennington und Michael Stolleis.

GLIEDERUNG: Abteilung I: Texte; Abteilung II: Untersuchungen. *Ca. 20 Bände. Leinen. ISBN 978 3 7728 2500 2.*

Die Reihe präsentiert zentrale Quellentexte der politischen Theorie des Mittelalters und der Neuzeit in der Originalsprache mit modernen Übersetzungen. Die mehrsprachigen Textausgaben dokumentieren wichtige Aspekte der Formation der politischen Kultur Europas. Zusammen mit den Untersuchungen zur Geschichte der politischen Philosophie und Rechtstheorie tragen sie dazu bei, wichtige Einsichten in die geistigen Grundlagen der modernen Politik und ihrer Institutionen zu erschließen, deren Herausbildung sich einer höchst spannungsreichen intellektuellen und politischen Geschichte verdankt.

I: TEXTE
ISBN 978 3 7728 2501 9

*Francisco De Vitoria
DE LEGE*

Hrsg. von Joachim Stüben. Mit einem Vorwort von Norbert Brieskorn. – *PPR I,1. LIV, 260 S. Ln. Bei Gesamtabnahme oder Abnahme einer Abteilung € 148,-; einzeln € 168,-. ISBN -2503 3. Dezember 2009*

Für die Darstellung und das Verständnis von Theologie und Philosophie in der Frühen Neuzeit ist das Werk des spanischen Dominikaners Francisco de Vitoria (1483-1546) kaum zu überschätzen. Hauptreferenz Vitorias ist die ›Summa Theologiae‹ von Thomas von Aquin – dessen Behandlung ethischer, juristischer und politischer Fragen (im Rückgriff auf die aristotelische Philosophie) gab das Muster für Vitorias umfassende Diskussionen auch aktueller Probleme. Der Traktat ›De lege‹ (›Über das Gesetz‹) zeigt die Rationalität des Naturrechts auf, treibt die Emanzipation des bürgerlichen vom kirchlichen Recht voran, begründet die Unterwerfung auch der (königlichen) Gesetzgeber unter das Gesetz sowie die Maxime der Publizität; sämtlich Elemente einer Lehre, die in der Neuzeit maßgebend für ganze Generationen von Theologen und Juristen wurde.

II: UNTERSUCHUNGEN
ISBN 978 3 7728 2502 6

*Alexander Fidora /
Matthias Lutz-Bachmann /
Andreas Wagner (Hrsg.)*

LEX UND IUS

Beiträge zur Grundlegung des Rechts in der Philosophie des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. – *PPR II,1. Ca. 500 S. Bei Gesamtabnahme oder Abnahme einer Abt. €148,-; einzeln € 168,-. ISBN 978 37728 2504 0. Dezember 2009*

Der erste Band der Untersuchungen ist den Leitbegriffen ›Lex‹ und ›Ius‹ und deren systematischer Entwicklung innerhalb der politischen Theorie, Philosophie und Rechtswissenschaften des Mittelalters bis hin zur Schule von Salamanca gewidmet. Im Mittelpunkt

der Rekonstruktion der spezifischen Wissensform des praktisch-juridischen und politisch-normativen Wissens im Mittelalter stehen dabei die für die europäische Rechtstradition insgesamt prägenden Debatten um das Verhältnis von positivem Recht, Natur- und Vernunftrecht ebenso wie die Herausbildung internationaler normativer Ordnungen. – Zu den Beiträgern des Bandes zählen u.a.: Francisco Bertelloni, Luis Alberto De Boni, Norbert Brieskorn, Orazio Condorelli, Juan Cruz Cruz, John Doyle, Matthias Kaufmann, Jürgen Miethke, Kenneth Pennington und Merio Scattola.

*Kirsten Bunge /
Anselm Spindler / Andreas
Wagner (Hrsg.)*

FRANCISCO DE
VITORIA UND
DIE NORMATIVITÄT
DES RECHTS

*PPR II,2. ISBN 978 3 7728 2561 3.
In Vorbereitung*

Francisco de Vitoria (1483-1546) zählt zu den Begründern des modernen Völkerrechts. Seine Kritik an der spanischen ›Conquista‹ in Amerika wurzelt in einem rechtsphilosophisch gewandelten Verständnis des Völkerrechts. Die vorliegenden Untersuchungen erschließen dieses Rechtsverständnis, das aus einer produktiven Spannung zwischen Rechtsphilosophie und Theologie sowie aus einer neuen Verhältnisbestimmung von Völkerrecht, Zivilrecht und Naturrecht resultiert. – Mit Beiträgen u.a. von: Juan Barrientos, Norbert Brieskorn, Juan Cruz Cruz, Stefan Kadelbach, Matthias Kaufmann, Andreas Niederberger, Augusto Sarmiento, Merio Scattola und Jörg Tellkamp.

frommann-holzboog

vertrieb@frommann-holzboog.de · www.frommann-holzboog.de
König-Karl-Straße 27 · D-70372 Stuttgart-Bad Cannstatt

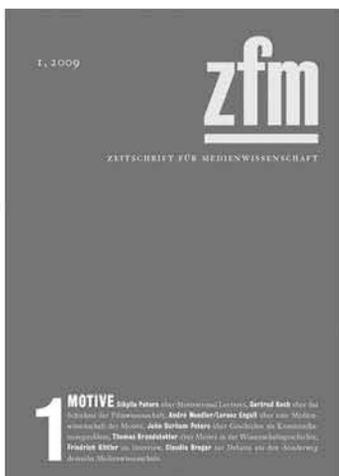


Akademie Verlag



Zeitschrift für Medienwissenschaften

Herausgegeben von der Gesellschaft für Medienwissenschaften



2 x jährlich

Jahresabonnement Print + Online: 54,80

Einzelheft: € 29,80

ISSN 1869-1722

Medienwissenschaft ist nicht nur konstitutiv an den Schnittstellen verschiedener Disziplinen angesiedelt, sondern sie untersucht darüber hinaus diese Schnittstellen selbst hinsichtlich ihrer Geschichte, ihrer Beschaffenheit und der durch sie bedingten Effekte. Nach wie vor im Prozess der Ausdifferenzierung begriffen, generieren die Medienwissenschaften stets neue Forschungsfelder und Fragen, und auch als institutionalisiertes Fach zeichnet sich die Medienwissenschaft weiterhin durch produktive Unübersichtlichkeit und transdisziplinäre Auseinandersetzungen aus.

Die *Zeitschrift für Medienwissenschaft* will Brennpunkte dieser Diskussionen markieren und versteht sich dabei nicht einfach als Spiegel oder Berichtsorgan medienwissenschaftlicher Forschungen, sondern auch als intervenierendes Periodikum. Die Rubriken und thematischen Schwerpunkte sind Fragen von Wahrnehmung und Wissensformen gleichermaßen verpflichtet, wenn sie vielfältig laufende Diskussionen des Faches aufgreifen, um neue Impulse zu setzen: für eine Medienwissenschaft.

Heft 1: MOTIVE

Was sind ‚Motive‘ der Medienwissenschaft? Motive sind nicht nur Bildthemen oder Objekte, sondern auch: ‚Gründe‘ des Faches – denn die einen haben mit den anderen zu tun. Hier geht es um die Arten, in denen ein ‚Ding‘, das man z.B. auf einem Bild oder im Film sieht, die Weise des Nachdenkens bestimmt; es geht um ‚Motivationen‘ in verschiedenen Medien und die verstrickten Zeitlichkeiten, die diesen Interessen und Agenturen anhängen; es geht um die Motive, die eine ‚Denkfigur‘ darstellen kann (etwa in der Wissensgeschichte), aber auch um solche, die als Bilderthemen einen bestimmten Umgang zu evozieren scheinen. Dass und wie ein solcher Umgang von den jeweiligen Motiv-Archiven, ihrer Speicherung und auch ihrer Suchbarkeit abhängt, ist ebenfalls Thema des ersten Hefts der *Zeitschrift für Medienwissenschaft*.

Impressum

Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt

Günter Stock, Präsident der
Berlin-Brandenburgischen Akademie
der Wissenschaften

Beirat

Erika Fischer-Lichte, Jens Reich, Ortwin
Renn, Jürgen Trabant, Peter Weingart,
Conrad Wiedemann

Verantwortlicher Redakteur

Wolfert von Rahden

Redaktionsassistentz

Phuong Duong

Dokumentation

Christoph Kehl

Bildredaktion

Christoph Kehl

Anschrift der Redaktion

GEGENWORTE · Hefte für
den Disput über Wissen
Berlin-Brandenburgische Akademie
der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23, D-10117 Berlin
Telefon: (+49 30) 203 70-260
Fax: (+49 30) 203 70-600
E-Mail: gegenworte@bbaw.de

GEGENWORTE versteht sich als Plattform
für einen Disput, die Beiträge im Heft
geben nicht in jedem Fall die Meinung
der Redaktion wieder.

Anregungen und Vorschläge sind will-
kommen. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte wird keine Haftung über-
nommen.

Mitglied des »Eurozine Network«
www.eurozine.com

Korrektorat

Edition diá, Berlin
www.editiondia.de

Layout und Satz

Rainer Zenz, Berlin

Entwurf

atelier : [doppelpunkt], Berlin

Druck

Druckhaus »Thomas Müntzer« GmbH,
Bad Langensalza

Bildnachweis

Ganzseitige Abbildungen:

© Tyyne Claudia Pollmann

Seite 4: SElefant^{3,4,5,6,8}
Seite 5: Sunil060902^{6,8}
Seite 6 rechts: Monroe^{6,8}
Seite 11: Deutsche Fotothek⁷
Seite 18 links: Adam Jones⁶
Seite 18 rechts: Deutsche Fotothek⁷
Seite 19: »Der Weg in die Akademie«
© Wolfert von Rahden
Seite 23: Sailko^{6,8}
Seite 27: Bundesarchiv⁷
Seite 34: Pruneau⁶
Seite 35: H92⁶
Seite 37: Christoph Michels^{2,6,8}
Seite 40: Bundesarchiv⁷
Seite 50: Jonathan McIntosh¹
Seite 53: RWEnoch^{6,8}
Seite 54: Andreas Praefcke^{5,6,8}
Seite 60: Arnoldius⁶
Seite 72: Gunnar Richter⁶
Seite 73: Toby Ord⁵
Seite 75: Holger.Ellgaard⁶
Seite 77: Marcel Douwe Dekker^{6,8}
Seite 78 links: Ciar^{6,8}
Seite 78 rechts: NASA
Seite 82: Deutsche Fotothek⁷

1: CC-BY-2.0
2: CC-BY-2.5
3: CC-BY-SA-1.0
4: CC-BY-SA-2.0
5: CC-BY-SA-2.5
6: CC-BY-SA-3.0
7: CC-BY-SA-3.0-DE
8: GNU-Lizenz
creativecommons.org/about/licenses/meet-the-licenses
commons.wikimedia.org/wiki/Commons:GNU_Free_Documentation_License

Erscheinungsweise

GEGENWORTE erscheint zweimal jährlich,
jeweils im Frühjahr und im Herbst. Die
Inhaltsverzeichnisse der Hefte 1 bis 21
finden Sie im Netz unter
www.gegenworte.org

Bezugsbedingungen

Abonnement (2 Hefte pro Jahr) € 18,-
zzgl. Versandkosten von € 3,- (Inland)
und von € 5,- (Ausland)
Preis des Einzelheftes € 10,-
zzgl. Versandkosten von € 3,-
Das Abonnement verlängert sich jeweils
um ein weiteres Jahr, falls es nicht acht
Wochen vor Ablauf eines Kalenderjahres
gekündigt wird.

Verlegerische Betreuung, Vertrieb, Abonnement und Anzeigen

Akademie Verlag GmbH
Markgrafenstraße 12–14, D-10969 Berlin
E-Mail: info@akademie-verlag.de
www.akademie-verlag.de

Bestellungen von Abonnements und
Einzelheften richten Sie bitte an:
Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH
Zeitschriftenservice
Postfach 801 360, D-81613 München
Telefon: (+49 89) 450 51-229/-399
Fax: (+49 89) 450 51-333
E-Mail: vertrieb-zs@oldenbourg.de

Wir freuen uns über Anzeigen, sofern sie
mit dem Selbstverständnis des Herausgebers
und den Zielen der Zeitschrift vereinbar
sind.

Über Anzeigenpreise und Konditionen
informiert:
Akademie Verlag GmbH, Christina Gericke
Markgrafenstraße 12–14, D-10969 Berlin
Telefon: (+49 30) 42 20 06-40
Fax: (+49 30) 42 20 06-57
E-Mail: gericke@akademie-verlag.de

Geschäftsführung: Dr. Christine Autenrieth
Verlagsleitung: Dr. Sabine Cofalla

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
der Übersetzung. Kein Teil dieser Zeitschrift
darf in irgendeiner Form – durch Fotokopie,
Mikrofilm oder irgendein anderes Verfah-
ren – ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverar-
beitungsanlagen, verwendbare Sprache
übertragen oder übersetzt werden. Es gelten
die Bestimmungen des Urheberrechts. Ab-
druck nur nach Genehmigung durch den
Verlag und mit genauer Quellenangabe.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© 2009 by Akademie Verlag GmbH
Printed in the Federal Republic of Germany

ISSN 1435-571 X